P. o. germ. 1472 dm (9

BS

<36629084320018

<36629084320018

Bayer. Staatsbibliothek

[illegible]

P.o.germ. 1472 dm/(9

Ludwig Tieck's

sämmtliche Werke.

Neunter Band.

Tieck. Werke 9

P. o. germ. 1472 m (9

Ludwig Tieck's sämmtliche Werke.

Bayerische Staatsbibliothek München

Neunter Band.

Phantasien über die Kunst.

Wien, 1818.
Gedruckt und im Verlage bey Leopold Grund.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Perger del. Weinrauch sc.

Phantasien über die Kunst,

von

einem kunstliebenden Klosterbruder.

Herausgegeben

von

Ludwig Tieck.

Neue verbesserte Auflage, wörtlich nach dem Originale. = Ol

Wien, 1818.

Gedruckt und im Verlage bey Leopold Grund.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Phantasien

über die Kunst,

von

einem kunstliebenden Klosterbruder.

I.

Aufsätze

über

Mahlerey und Kunst.

Vorrede.

Die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, welche 1797 erschienen, wurden, vorzüglich von Künstlern, günstig und mit vieler Liebe aufgenommen. Im folgenden Jahre erschienen die Phantasien über die Kunst, welche dasselbe Wohlwollen erfuhren. Die Leser erhalten im gegenwärtigen Buche die Aufsätze ausgesondert, welche von meinem verstorbenen Freunde herrühren, und nur im 15ten und 16ten Aufsatze gehört mir einiges, was ich jetzt, nach so vielen Jahren nicht mehr zu unterscheiden weiß, ich erinnere mich nur, daß die Gedanken ganz von ihm herrühren, und ich nur einiges umschrieb und hinzufügte.

W. H. Wackenroder starb 1798 in seinem sechs und zwanzigsten Jahre. Ohne Zweifel hat sein Vaterland, welches er so in-

nig liebte, viel an ihm verloren, denn seine Talente versprachen eine erfreuliche Entwickelung. Sein Gemüth war fromm und rein, und von einer echten, durchaus kindlichen Religiosität geläutert, der Ausdruck in diesen seinen jugendlichen Versuchen ist kein erkünstelter und erzwungener, sondern ihm durchaus natürlich, wodurch er ohne alle Absicht darauf im Schreiben verfiel, seine Worte einem von der Welt abgeschiedenen Geistlichen in den Mund zu legen, denn er dachte bey diesen Ergießungen seines Gemüthes anfangs nicht daran, sie durch den Druck auch andern, als seinen vertrautesten Freunden mitzutheilen. Diese Liebe zur Kunst und zur alten Zeit, zum Vaterlande wie zur Religion ist seitdem mit mehr oder minder Ernst, von größeren oder geringeren Talenten, gesungen und angepriesen worden, und manches dürfte daher jetzt in diesen Blättern veraltet erscheinen, wenn der Leser sich nicht in jene früheren Jahre versetzt, oder ihm die Gabe mangelt, Originalität von Nachahmung, die ungeschminkte Herzlichkeit von erzwungenem Enthusiasmus zu unterscheiden.

Im Jahre 1793 studierte der Verfasser in Erlangen, wo er seine freye Zeit dazu benutzte, Bamberg, die benachbarten fränkischen Gegenden, vorzüglich aber Nürnberg genau kennen zu lernen. Im folgenden Jahre befand er sich in Göttingen, und erfreute sich vorzüglich des Umgangs und der Belehrung des Herrn Prof. Fiorillo, er sah Cassel einige Mahl, und die vortreffliche Gallerie, so wie die Bildersammlung in Salzthalen, früher hatte er die in Pommersfelden im Bambergischen öfter besucht. Die Kunst und die Poesie und Musik erfüllten sein ganzes Leben, in der letztern hatte er schon früher gründlichen Unterricht von dem tiefsinnigen Fasch in Berlin genossen. Im Jahre 1796 besuchte er Dresden. Kurz vorher hatte er angefangen, in vorliegender Form seine Gedanken über die Kunst niederzuschreiben. Die Freunde der Kunst mögen diese Blätter als Andeutungen, als Bestrebungen eines begeisterten edeln Gemüthes freundlich aufnehmen, der Kenner findet vielleicht nur Andeutungen, und bedauert, daß der Verfasser nicht, was

seit Jahren dessen innigster Wunsch gewesen war, Italien hatte besuchen können.

Diejenigen Aufsätze, welche von mir in oben genannten Büchern abgedruckt waren, habe ich weggelassen, um den Eindruck, den die Worte meines verewigten Freundes machen können, nicht zu stören, da ich sie mehr hinzugefügt hatte, um mit ihm etwas Gemeinschaftliches zu arbeiten, als daß ich sie nothwendig gefunden hätte, seine Gedanken zu erklären.

L. T.

Bayerische Staatsbibliothek München

1.

Raphaels Erscheinung.

Die Begeisterungen der Dichter und Künstler sind von jeher der Welt ein großer Anstoß und Gegenstand des Streites gewesen. Die gewöhnlichen Menschen können nicht begreifen, was es damit für eine Bewandtniß habe, und machen sich darüber durchaus sehr falsche und verkehrte Vorstellungen. Daher sind über die innern Offenbarungen der Kunstgenies eben so viele Unvernünftigkeiten, in und außer Systemen, methodisch und unmethodisch abgehandelt und geschwatzt worden, als über die Mysterien unserer heiligen Religion. Die sogenannten Theoristen und Systematiker beschreiben uns die Begeisterung des Künstlers von Hörensagen, und sind vollkommen mit sich selbst zufrieden, wenn sie mit ihrer eitlen und profanen Philosophasterey umschreibende Worte zusammengesucht haben, für etwas, wovon sie den Geist, der sich in Worte nicht fassen läßt, und die Bedeutung nicht kennen. Sie reden von der Künstlerbegeisterung, als von einem Dinge, das sie vor Augen hätten; sie erklären es, und erzählen viel davon; und sie sollten billig das heilige

Wort auszusprechen erröthen, denn sie wissen nicht, was sie damit aussprechen.

Mit wie unendlich vielen unnützen Worten haben sie nicht die überklugen Schriftsteller neuerer Zeiten bey der Materie von den Idealen in den bildenden Künsten versündigt! Sie gestehen ein, daß der Mahler und Bildner zu seinen Idealen auf einem außerordentlicheren Wege, als dem Wege der gemeinen Natur und Erfahrung gelangen müsse; sie geben zu, daß dieß auf eine geheimnißvolle Weise geschehe: und doch bilden sie sich und ihren Schülern ein, sie wüßten das Wie; — denn es scheint, als würden sie sich schämen; wenn irgend etwas in der Seele des Menschen versteckt und verborgen liegen sollte, worüber sie wißbegierigen jungen Leuten nicht Auskunft geben könnten.

Andere sind nun gar in der That ungläubige und verblendete Spötter, welche das Himmlische im Kunstenthusiasmus mit Hohnlachen gänzlich ableugnen, und durchaus keine besondere Auszeichnung oder Weihe gewisser seltener und erhabener Geister annehmen wollen, weil sie sich selber allzu entfernt von ihnen fühlen. Diese liegen indessen ganz außer meinem Wege, und ich rede mit ihnen nicht.

Aber die Afterweisen, auf welche ich deutete, wünsche ich zu belehren. Sie verwahrlosen die jungen Gemüther ihrer Schüler, indem sie ihnen so kühn und leichtsinnig abgesprochene Meinungen über

göttliche Dinge beybringen, als wären es menschliche, und ihnen dadurch den Wahn einpflanzen, als stände es in ihrer Macht, dreist zu ergreifen, was die größesten Meister der Kunst, — ich darf es frey heraus sagen, — nur durch göttliche Eingebung erlangt haben.

Man hat so manche Anekdoten aufgezeichnet, und immer wieder erzählt, so manche bedeutende Wahlsprüche von Künstlern aufbehalten und immer wiederhohlt: und wie ist es möglich gewesen, daß man sie so bloß mit oberflächlicher Bewunderung anhörte, daß keiner darauf kam, aus diesen sprechenden Zeichen das Allerheiligste der Kunst, worauf sie hindeuteten, zu ahnden? und nicht auch hier, wie in der übrigen Natur, die Spur von dem Finger Gottes anzuerkennen?

Ich, für meinen Theil, habe von jeher diesen Glauben bey mir gehegt; aber mein dunkler Glauben ist jetzt zur hellsten Ueberzeugung aufgeklärt worden. Glücklich bin ich, daß der Himmel mich ausersehen hat, seinen Ruhm durch einen einleuchtenden Beweis seiner unerkannten Wunder auszubreiten: es ist mir gelungen, einen neuen Altar zur Ehre Gottes aufzubauen. —

Raphael, welcher die leuchtende Sonne unter allen Mahlern ist, hat uns in einem Briefe von ihm an den Grafen von Castiglione folgende Worte, die mir mehr werth sind als Gold, und die ich nie

ohne ein geheimes dunkles Gefühl von Ehrfurcht und Anbethung habe lesen können, hinterlassen, worin er sagt:

»Da man so wenig schöne weibliche Bildungen »sieht, so halte ich mich an ein gewisses Bild »im Geiste, welches in meine Seele kommt.«*)

Ueber diese bedeutungsvolle Worte nun ist mir neulich ganz unerwartet, zu meiner innigen Freude, ein helles Licht aufgesteckt worden.

Ich durchsuchte den Schatz von alten Handschriften in unserm Kloster, und fand, unter manchem nichtsnützigen bestäubten Pergament, einige Blätter von der Hand des Bramante, von denen es nicht zu begreifen ist, wie sie an diesen Ort gekommen sind. Auf dem einen Blatte stand folgendes geschrieben, wie ich es, ohne weiteren Umschweif, zu deutsch hier hersetzen will:

»Zu meinem eigenen Vergnügen, und um es mir genau aufzubewahren, will ich hier einen wunderbaren Vorfall aufzeichnen, welchen der theure Raphael, mein Freund, mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraut hat. Als ich ihm vor einiger Zeit meine Bewunderung wegen seiner über alles schön gemahlten Madonnen und heiligen Familien aus vollem Herzen zu erkennen gab, und mit recht vielen Bitten in ihm drang, mir doch zu

*) Essendo carestia di belle donne, io mi servo di certa idea che me viene al mente.

sagen, von woher er denn in aller Welt die unvergleichliche Schönheit die rührenden Mienen und den unübertrefflichen Ausdruck in seinen Bildern der heiligen Jungfrau entlehnt habe; so ward er, nachdem er mich eine Zeitlang mit seiner, ihm eigenen, jünglinghaften Schamhaftigkeit und Verschlossenheit hingehalten hatte, endlich sehr bewegt, fiel mir mit Thränen um den Hals, und entdeckte mir sein Geheimniß. Er erzählte mir, wie er von seiner zarten Kindheit an, immer ein besonderes heiliges Gefühl für die Mutter Gottes in sich getragen habe, so daß ihm zuweilen schon beym lauten Aussprechen ihres Nahmens ganz wehmüthig zu Muthe geworden sey. Nachher, da sein Sinn sich auf das Mahlen gerichtet habe, sey es immer sein höchster Wunsch gewesen, die Jungfrau Maria recht in ihrer himmlischen Vollkommenheit zu mahlen; aber er habe es sich noch immer nicht getraut. In Gedanken habe sein Gemüth beständig an ihrem Bilde, Tag und Nacht, gearbeitet; allein, er habe es sich gar nicht zu seiner Befriedigung vollenden können; es sey ihm immer gewesen, als wenn seine Phantasie im Finstern arbeitete. Und doch wäre es zuweilen wie ein himmlischer Lichtstrahl in seine Seele gefallen, so daß er die Bildung in hellen Zügen, wie er sie gewollt, vor sich gesehen hätte; und doch wäre das immer nur ein Augenblick gewesen, und er habe die Bildung in seinem Gemüthe nicht festhalten können.

So sey seine Seele in beständiger Unruhe herumgetrieben; er habe die Züge immer nur umherschweifend erblickt, und seine dunkle Ahndung hätte sich nie in ein klares Bild auflösen wollen. Endlich habe er sich nicht mehr halten können, und mit zitternder Hand ein Gemählde der heiligen Jungfrau angefangen, und während der Arbeit sey sein Inneres immer mehr erhitzt worden. Einst, in der Nacht, da er, wie es ihm schon oft geschehen sey, im Traume zur Jungfrau gebethet habe, sey er, heftig bedrängt, auf einmahl aus dem Schlafe aufgefahren. In der finsteren Nacht sey sein Auge von einem hellen Schein an der Wand, seinem Lager gegenüber, angezogen worden, und da er recht zugesehen, so sey er gewahr geworden, daß sein Bild der Madonna, das, noch unvollendet, an der Wand gehangen, von dem mildesten Lichte strahle, und ein ganz vollkommenes und wirklich lebendiges Bild geworden. Die Göttlichkeit in diesem Bilde habe ihn so überwältigt, daß er in helle Thränen ausgebrochen sey. Es habe ihn mit den Augen auf eine unbeschreiblich rührende Weise angesehen, und habe in jedem Augenblick geschienen, als wolle es sich bewegen; und es habe ihn gedünkt, als bewege es sich auch wirklich. Was das wunderbarste gewesen, so sey es ihm vorgekommen, als wäre dieß Bild nun grade das, was er immer gesucht, obwohl er immer nur eine dunkle und verwirrte Ahndung davon

gehabt. Wie er wieder eingeschlafen sey, wisse er sich durchaus nicht zu erinnern. Am andern Morgen sey er wie neugeboren aufgestanden; die Erscheinung sey seinem Gemüth und seinen Sinnen auf ewig fest eingeprägt geblieben, und nun sey es ihm gelungen, die Mutter Gottes immer so, wie sie seiner Seele vorgeschwebt habe, abzubilden, und er habe immer selbst vor seinen Bildern eine gewisse Ehrfurcht gefühlt. — Das erzählte mir mein Freund, mein theurer Raphael, und es ist mir dieses Wunder so wichtig und merkwürdig gewesen, daß ich es für mich, zu meiner Ergetzung niedergeschrieben habe.« —

So ist der Inhalt des unschätzbaren Blattes, welches in meine Hände fiel. Wird man nun deutlich vor Augen sehen, was der göttliche Raphael unter den merkwürdigen Worten versteht, wenn er sagt:

»Ich halte mich an ein gewisses Bild im Geiste,
»welches in meine Seele kommt.«

Wird man, durch dieses offenbare Wunder der himmlischen Allmacht belehrt, verstehen, daß seine unschuldige Seele in diesen einfachen Worten einen sehr tiefen und großen Sinn aussprach? Wird man nun nicht endlich begreifen, daß all' das profane Geschwätz über Begeisterung des Künstlers, wahre Versündigung sey, — und überführt seyn, daß es

dabey doch geradezu auf nichts anderes, als den unmittelbaren göttlichen Beystand ankomme?

Aber ich füge nichts mehr hinzu, um jeden, über diesen so wichtigen Gegenstand der ernsten Betrachtung, seinem eigenen Nachdenken zu überlassen.

2.

Der merkwürdige Tod des zu seiner Zeit weit berühmten alten Mahlers Francesco Francia, des Ersten aus der Lombardischen Schule.

So wie die Epoche des Wiederauflebens der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit die vielumfassendsten, als Menschen merkwürdigsten und am Geiste kräftigsten gelehrten Männer hervorbrachte; so ward auch die Periode, da die Kunst der Mahlerey aus ihrer lange ruhenden Asche, wie ein Phönix, hervorging, durch die erhabensten und edelsten Männer in der Kunst bezeichnet. Sie ist als das wahre Heldenalter der Kunst anzusehen, und man möchte (wie Ossian) seufzen, daß die Kraft und Größe dieser Heldenzeit nun von der Erde entflohen ist. Viele standen an vielen Orten auf, und erhoben sich ganz durch eigene Stärke; ihr Leben und ihre Arbeiten hatten Gewicht, und waren der Mühe werth, in ausführlichen Chroniken, wie wir sie noch von den Händen damahliger Verehrer der Kunst besitzen, der Nachwelt aufbewahrt zu werden; und ihr Geist war so ehrwürdig, als es uns noch ihre

bärtigen Häupter sind, die wir in den schätzbaren Sammlungen ihrer Bildnisse mit Ehrfurcht betrachten. Es geschahen unter ihnen ungewöhnliche, und vielen jetzt unglaubliche Dinge, weil der Enthusiasmus, der itzt nur in wenigen einzelnen Herzen, wie ein schwaches Lämpchen flimmert, in jener goldenen Zeit alle Welt entflammte. Die entartete Nachkommenschaft bezweifelt oder belacht so manche bewährte Geschichte aus diesen Zeiten als Mährchen, weil der göttliche Funken ganz aus ihrer Seele gewichen ist.

Eine der merkwürdigsten Geschichten dieser Art, die ich nie ohne Staunen habe lesen können, und bey der mein Herz doch nie in Versuchung zu zweifeln geführt ward, ist die Geschichte von dem Tode des alten Mahlers Francesco Francia, welcher der Ahnherr und Stammvater der Schule war, die sich in Bologna und der Lombardey bildete.

Dieser Francesco war von geringen Handwerksleuten geboren, hatte sich aber durch seinen unermüdeten Fleiß und seinen immer hinaufstrebenden Geist, zu dem höchsten Gipfel des Ruhmes aufgeschwungen. In seiner Jugend war er zuerst bey einem Goldarbeiter, und er bildete so künstliche Sachen in Gold und Silber, daß sie jeden, der sie sah, in Erstaunen setzten. Auch grub er lange Zeit die Stempel zu allen Denkmünzen, und alle Fürsten und Herzoge der Lombardey setzten eine

Ehre darin, sich von seinem Griffel auf ihren Münzen abbilden zu lassen. Denn es war damahls noch die Zeit, da alle Vornehmen des Landes und alle Mitbürger den vaterländischen Künstler durch ihren lautschallenden Beyfall stolz zu machen vermochten. Unendlich viele fürstliche Personen kamen durch Bologna, und versäumten nicht, ihr Bildniß von Francesco zeichnen, und nachher in Metall schneiden und prägen zu lassen.

Aber Francesco's ewig beweglicher, feuriger Geist strebte nach einem neuen Felde der Arbeit, und je mehr seine heiße Ehrbegier gesättigt ward, desto ungeduldiger ward er, sich eine ganz neue, noch unbetretene Bahn zum Ruhme aufzuschließen. Schon vierzig Jahre alt, trat er in die Schranken einer neuen Kunst; er übte sich mit unbezwinglicher Geduld im Pinsel, und richtete sein ganzes Nachdenken auf das Studium der Composition im Großen und des Effectes der Farben. Und es war außerordentlich, wie schnell es ihm gelang, Werke hervorzubringen, die ganz Bologna in Verwunderung setzten. Er ward in der That ein vorzüglicher Mahler; denn wenn er auch mehrere Mitstreiter hatte, und selbst der göttliche Raphael zu der Zeit in Rom arbeitete, so konnte man immer mit Recht auch seine Werke zu den vornehmsten rechnen. Denn allerdings ist die Schönheit in der Kunst nicht etwas so armes und dürftiges, daß eines Menschen

Leben sie erschöpfen könnte; und ihr Preis ist kein Loos, das nur allein auf Einen Auserwählten fällt: ihr Licht zerspaltet sich vielmehr in tausend Strahlen, deren Wiederschein auf mannigfache Weise von den großen Künstlern, die der Himmel auf die Welt gesetzt hat, in unser entzücktes Auge zurückgeworfen wird.

Francesco lebte gerade unter der ersten Generation der edlen italienischen Künstler, welche um so größere und allgemeinere Achtung genossen, da sie auf den Trümmern der Barbarey ein ganz neues, glänzendes Reich stifteten; und in der Lombardey war gerade Er der Stifter, und gleichsam der erste Fürst dieser neugegründeten Herrschaft. Seine geschickte Hand vollendete eine unzählbare Menge von herrlichen Gemählden, die nicht nur durch die ganze Lombardey, (in welcher keine Stadt von sich nachsagen lassen wollte, daß sie nicht wenigstens eine Probe seiner Arbeit besäße,) sondern auch in die andern Gegenden von Italien gingen, und allen Augen, die so glücklich waren, sie zu betrachten, seinen Ruhm laut verkündigten. Die italienischen Fürsten und Herzoge waren eifersüchtig, Bilder von ihm zu besitzen; und von allen Seiten strömten ihm Lobsprüche zu. Reisende verpflanzten seinen Nahmen aller Orten, wo sie hingelangten, und der schmeichelhafte Wiederhall ihrer Reden tönte in sein Ohr zurück, Bologneser, die Rom besuchten, prie-

sen ihren vaterländischen Künstler dem Raphael, und dieser, der auch einiges von seinem Pinsel gesehen und bewundert hatte, bezeugte ihm in Briefen mit der ihm eigenthümlichen sanften Leutseligkeit, seine Achtung und Zuneigung. Die Schriftsteller der Zeit konnten sich nicht enthalten, sein Lob in alle ihre Werke einzuflechten; sie richteten die Augen der Nachwelt auf ihn, und erzählen mit wichtiger Miene, daß er wie ein Gott verehrt sey. Einer von ihnen*) sogar ist kühn genug, zu schreiben, daß Raphael, auf den Anblick seiner Madonnen, die Trockenheit, die ihm noch von der Schule von Perugia angeklebt, verlassen, und einen größeren Styl angenommen habe.

Was konnten diese wiederhohlten Schläge anders für eine Wirkung auf das Gemüth unsers Francesco haben, als daß sein lebhafter Geist sich zu dem edelsten Künstlerstolze empor hob, und er an einen himmlischen Genius in seinem Inneren zu glauben anfing. Wo findet man jetzt diesen erhabenen Stolz? Vergebens sucht man ihn unter den Künstlern unsrer Zeiten, welche wohl auf sich eitel, aber nicht stolz auf ihre Kunst sind.

Raphael war der einzige, den er von allen ihm gleichzeitigen Mahlern allenfalls für seinen Nebenbuhler gelten ließ. Er war indeß nie so glücklich gewesen, ein Bild von seiner Hand zu sehen, denn er war in seinem Leben nie weit von Bologna

*) Cavazzone.

gekommen. Doch hatte er nach vielen Beschreibungen, sich in der Idee von der Manier des Raphaels ein festes Bild gemacht, und sich, besonders auch durch dessen bescheidenen und sehr gefälligen Ton gegen ihn in seinen Briefen, fest überzeugt, daß er selber ihm in den meisten Stücken gleich komme und es in manchen wohl noch weiter gebracht habe. Seinem hohen Alter war es vorbehalten, mit seinen eigenen Augen ein Bild von Raphael zu sehen.

Ganz unerwartet empfing er einen Brief von ihm, worin jener ihm die Nachricht ertheilte, er habe eben ein Altargemählde von der heiligen Cäcilia vollendet, welches für die Kirche des heiligen Johannes zu Bologna bestimmt sey; und dabey schrieb er, er werde das Stück an ihn, als seinen Freund, senden, und bath, daß er ihm den Gefallen erzeigen möchte, es auf seiner Stelle gehörig aufrichten zu lassen, auch, wenn es auf der Reise irgendwo beschädigt sey, oder er sonst im Bilde selbst irgend ein Versehen oder einen Fehler wahrnähme, überall als Freund zu bessern und nachzuhelfen. Dieser Brief, worin ein Raphael demüthig ihm den Pinsel in die Hände gab, setzte ihn außer sich selbst, und er konnte die Ankunft des Bildes nicht erwarten. Er wußte nicht, was ihm bevorstand!

Einst, als er von einem Ausgange nach Hause kam, eilten seine Schüler ihm entgegen, und erzählten ihm mit großer Freude, das Gemählde

vom Raphael sey indeß angekommen, und sie hätten es in seinem Arbeitszimmer schon in das schönste Licht gestellt. Franzesco stürzte, außer sich, hinein. —

Aber wie soll ich der heutigen Welt die Empfindungen schildern, die der außerordentliche Mann beym Anblick dieses Bildes sein Inneres zerreißen fühlte. Es war ihm, wie einem seyn müßte, der voll Entzücken seinen von Kindheit an von ihm entfernten Bruder umarmen wollte, und statt dessen auf einmahl einen Engel des Lichtes vor seinen Augen erblickte. Sein Inneres war durchbohrt; es war ihm, als sänke er in voller Zerknirschung des Herzens vor einem höheren Wesen in die Knie.

Vom Donner gerührt stand er da: und seine Schüler drängten sich um den alten Mann herum, und hielten ihn, fragten ihn, was ihn befallen habe? und wußten nicht, was sie denken sollten.

Er hatte sich etwas erhohlt, und starrte immerfort das über alles göttliche Bild an. Wie war er auf einmahl von seiner Höhe gefallen! Wie schwer mußte er die Sünde büßen, sich allzu vermessen bis an die Sterne erhoben, und sich ehrsüchtig über ihn, den unnachahmlichen Raphael, gesetzt zu haben. Er schlug sich vor seinen grauen Kopf, und weinte bittere, schmerzende Thränen, daß er sein Leben mit eitelm, ehrgeitzigen Schweiße verbracht, und sich dabey nur immer thörichter gemacht habe, und nun endlich, dem Tode nahe, mit geöffneten Augen auf

sein ganzes Leben als auf ein elendes, unvollendetes Stümperwerk zurücksehen müsse. Er hob mit dem erhobenen Antlitz der heiligen Cäcilia auch seine Blicke empor, zeigte dem Himmel sein wundes, reuiges Herz, und bethete gedehmüthigt um Vergebung.

Er fühlte sich so schwach, daß seine Schüler ihn ins Bett bringen mußten. Beym Herausgehen aus dem Zimmer fielen ihm einige seiner Gemählde, und besonders seine sterbende Cäcilia, welche noch dort hing, in die Augen; und er verging fast vor Schmerz.

Von der Zeit an war sein Gemüth in beständiger Verwirrung, und man bemerkte fast immer eine gewisse Abwesenheit des Geistes bey ihm. Die Schwächen des Alters und die Ermattung des Geistes, welcher so lange in immer angestrengter Thätigkeit bey der Schöpfung von so tausenderley Gestalten gewesen war, traten hinzu, um das Haus seiner Seele von Grund aus zu erschüttern. Alle die unendlich mannigfaltigen Bildungen, die sich von jeher in seinem mahlerischen Sinn bewegt hatten, und in Farben und Linien auf der Leinwand zur Wirklichkeit übergegangen waren, fuhren jetzt mit verzerrten Zügen durch seine Seele, und waren die Plagegeister, die ihn in seiner Fieberhitze ängstigten. Ehe seine Schüler es sich versahen, fanden sie ihn todt im Bette liegen. —

So ward dieser Mann erst dadurch recht groß,

daß er sich so klein gegen den himmlischen Raphael fühlte. Auch hat ihn der Genius der Kunst, in den Augen der Eingeweihten, längst heilig gesprochen, und sein Haupt mit dem Strahlenkreise umgeben, der ihm als einen ächten Märtyrer des Kunst-Enthusiasmus gebührt. —

Die obige Erzählung von dem Tode des Francesco Francia hat uns der alte Vasari überliefert, in welchem der Geist der Urväter der Kunst noch wehte.

Diejenigen kritischen Köpfe, welche an alle außerordentliche Geister, als an übernatürliche Wunderwerke, nicht glauben wollen noch können, und die ganze Welt gern in Prosa auflösen möchten, spotten über die Mährchen des alten ehrwürdigen Chronisten der Kunst, und erzählen dreist, Francesco Francia sey an Gift gestorben.

3.

Der Schüler und Raphael.

Zu jener Zeit, als die bewundernde Welt noch Raphael unter sich leben sah, — dessen Nahme nicht leicht über meine Lippen geht, ohne daß ich ihn unwillkührlich den Göttlichen nenne, — zu jener Zeit, — o wie gern gäb' ich alle Klugheit und Weisheit der spätern Jahrhunderte hin, um in jenem gewesen zu seyn! — lebte in einem kleinen Städtchen des Florentinischen Gebieths ein junger Mensch, den wir Antonio nennen wollen, welcher sich in der Mahlerkunst übte. Er hatte von Kindheit auf einen recht eifrigen Trieb zur Mahlerey, und zeichnete als Knabe schon alle Heiligenbilder ämsig nach, die ihm in die Hände fielen. Aber bey aller Stetigkeit seines Eifers und seiner recht eisernen Begier, irgend etwas Vortreffliches hervorzubringen, besaß er zugleich eine gewisse Blödigkeit und Eingeschränktheit des Geistes, bey welcher die Pflanze der Kunst immer einen unterdrückten und gebrechlichen Wuchs behält, und nie frey und gesund zum Himmel emporschießen kann: eine unglückliche Constellation der Gemüthskräfte, welche schon manche Halbkünstler auf die Welt gesetzt hat.

Antonio hatte sich schon nach verschiedenen Meistern seiner Zeit geübt, und es war ihm so weit gelungen, daß ihm selber die Aehnlichkeit seiner

Nachahmungen ungemeines Vergnügen machte, und er über seine allmähligen Fortschritte sehr genaue Rechnung hielt. Endlich sah er einige Zeichnungen und Gemählde Raphaels; er hatte seinen Nahmen schon oft mit großen Lobeserhebungen aussprechen hören, und er schickte sich den Augenblick an, nach den Werken dieses hochgepriesenen Mannes zu arbeiten. Als er aber mit seinen Copien gar nicht zu Stande kommen konnte, und nicht wußte, woran es lag, legte er ungeduldig den Pinsel aus der Hand, besann sich, was er thun wollte, und setzte endlich folgendes Schreiben auf:

»An den allervortrefflichsten Mahler, Raphael von Urbino.«

»Vergebt mir, daß ich nicht weiß, wie ich Euch anreden soll, denn Ihr seyd ein unbegreiflicher und außerordentlicher Mann; und ich bin überdieß gar nicht geübt, die Feder zu führen. Ich habe auch lange bey mir überlegt, ob es wohl schicklich sey, daß ich Euch schriebe, ohne Euch von Person jemahls gesehen zu haben. Aber da man ja überall von Eurer leutseligen und freundlichen Gemüthsart reden hört, so habe ich mich es endlich unterstanden.«

»Doch ich will Euch Eure kostbare Zeit nicht mit vielen Worten rauben, denn ich kann mir denken, wie fleißig Ihr seyn müßt; sondern ich will

nur gleich mein Herz vor Euch aufschließen, und Euch meine Bitte recht angelegentlich vortragen.«

»Ich bin ein junger Anfänger in der vortrefflichen Mahlerkunst, welche ich über alles liebe, und welche mein ganzes Herz erfreut, so daß ich fast nicht glauben kann, daß, wenn ich, (wie es natürlich ist) Euch und andere berühmte Meister dieser Zeiten ausnehme, irgend Jemand anders solche innerliche Liebe, und so einen unaufhörlichen Drang zu der Kunst trüge. Ich bestrebe mich aufs allerbeste, dem Ziel, das ich in der Entfernung vor mir sehe, immer ein wenig näher zu rücken; ich bin keinen Tag, ja, ich möchte beynahe sagen, keine Stunde müßig: und ich merke, daß ich jeden Tag, so wenig es auch seyn mag, weiter komme. Nun habe ich mich schon nach vielen unsrer heutigen Tages berühmten Männer wohl geübt; aber da ich angefangen habe, Eure Arbeiten nachzumahlen, ist es mir gewesen, als wenn ich gar nichts wüßte, und noch einmahl von vorn anfangen sollte. Ich habe doch schon so manchen Kopf auf der Tafel zu Stande gebracht, woran weder in den Umrissen, noch in den Lichtern und Schatten etwas Falsches oder Unrechtliches gefunden werden mochte; aber wenn ich die Köpfe Eurer Apostel und Jünger Christi, so wie Eurer Madonen und Christenkindlein, auch Zug für Zug auf meine Tafel übertrage, mit

solcher Pünctlichkeit, daß mir die Augen brechen möchten, — und ich denn das Ganze übersehe, und es mit dem Original vergleiche, so bin ich erschrocken, daß es himmelweit davon entfernt, und ein ganz anderes Gesicht ist. Und doch sehen Eure Köpfe, wenn man sie zum ersten Mahl betrachtet, beynahe leichter aus, als andere; denn sie haben ein gar zu natürliches Ansehen, und es ist, als wenn man darin die Personen, die es seyn sollen, gleich erkennte, und als wenn man sie schon lebendig gesehen hätte. Auch finde ich bey Euch nicht eben solche schwere und außerordentliche Verkürzungen der Glieder, womit wohl andere Meister heutiges Tages die Vollkommenheit ihrer Kunst zu zeigen, und uns arme Schüler zu quälen pflegen.«

»Darum, so viel ich auch immer nachgegrübelt habe, weiß ich mir doch durchaus das Besondere nicht zu erklären, was Eure Bilder an sich haben, und kann gar nicht ergründen, worin es eigentlich liegt, daß man Euch nicht recht nachahmen, und Euch nie ganz und gar erreichen kann. O leistet mir hierin Euren Beystand, — ich bitte Euch dringend und flehentlich darum; und sagt mir, (denn Ihr könnt es gewiß am besten,) was ich thun muß, um Euch nur einigermaßen ähnlich zu werden. O wie tief will ich mir das einprägen! wie eifrig will ich es befolgen! — Ich bin, — vergebt mir, — manchmahl wohl gar darauf gefallen, Ihr müß-

tet irgend ein Geheimniß bey Eurer Arbeit besitzen, wovon sich kein anderer Mensch einen Begriff machen könnte. Gar zu gern möchte ich Euch nur einen halben Tag lang bey der Arbeit zusehen; doch Ihr laßt vielleicht keinen dazu. Oder, wenn ich ein großer Herr wäre, würde ich Euch tausend und tausend Goldstücke für Euer Geheimniß anbiethen.«

»Ach habt Nachsicht mit mir, daß ich mich unterstehe, so vielerley vor Euch zu schwatzen, Ihr seyd ein außerordentlicher Mann, der wohl auf alle andre Menschen mit Verachtung heruntersehen muß.«

»Ihr arbeitet wohl Tag und Nacht, um so herrliche Sachen zuwege zu bringen; und in Eurer Jugend seyd Ihr sicher in einem Tage so weit gekommen, als ich nicht in einem Jahre. Nun, ich will doch auch inskünftige meine Kräfte anstrengen, so viel ich nur immer vermögend bin.«

»Andere, die heller sehen als ich, loben ja auch den Ausdruck in Euren Bildern über alles, und wollen behaupten, daß Niemand so gut wie Ihr, gleichsam die Beschaffenheit des Gemüths in den Personen vorzustellen wisse, so daß man aus ihren Mienen und Geberden so zu sagen ihre Gedanken errathen könnte. Doch, auf diese Sachen verstehe ich mich nur noch wenig.«

»Ich muß aber endlich aufhören Euch lästig zu fallen. Ach was würde es mir für ein erquickender

Trost seyn, wenn Ihr auch nur mit wenigen Worten Euren Rath ertheilet

Eurem

Euch über alles verehrenden

Antonio.«

So lautete Antonio's Sendschreiben an Raphael; — und dieser schrieb ihm lächelnd folgende Antwort:

»Mein guter Antonio.«

»Es ist schön, daß du so große Liebe zu der Kunst trägst, und dich so fleißig übest; du hast mich sehr damit erfreut. Aber was du von mir zu wissen verlangst, kann ich dir leider nicht sagen; nicht, weil es ein Geheimniß, das ich nicht verrathen wollte, — denn ich wollte es dir und einem jeden von Grunde des Herzens gern mittheilen, sondern, weil es mir selber unbekannt ist.«

»Ich sehe dir an, daß du mir das nicht glauben willst; und doch ist es so. So wenig als einer Rechenschaft geben kann, woher er eine rauhe oder eine liebliche Stimme habe, so wenig kann ich dir sagen, warum die Bilder, unter meiner Hand, grade eine solche und keine andere Gestalt annehmen.«

»Die Welt sucht viel Besonderes in meinen Bildern; und wenn man mich auf dieß und jenes Gute darin aufmerksam macht, so muß ich manchmahl selber mein Werk mit Lächeln betrachten, daß es so wohl gelungen ist. Aber es ist wie in einem an=

genehmen Traum vollendet, und ich habe während der Arbeit immer mehr an den Gegenstand gedacht, als daran, wie ich ihn vorstellen möchte.«

»Wenn du das, was du etwa an meinen Arbeiten Eigenthümliches findest, nicht recht begreifen und nachahmen kannst, so rathe ich dir, lieber Antonio, dir sonst einen oder den andern, der mit Recht berühmten Meister jetziger Zeiten zum Muster zu erwählen; denn ein jeder hat etwas Nachahmungswürdiges, und ich habe mich mit Nutzen nach ihnen gebildet, und nähre mein Auge noch immer mit ihren mannigfachen Vorzüglichkeiten. Daß ich nun jetzt aber gerade diese, und keine andere Art zu mahlen habe, wie denn ein jeder seine eigene zu haben pflegt, das scheint meiner Natur von jeher schon so eingepflanzet; ich habe es nicht durch sauren Schweiß errungen, und es läßt sich nicht mit Vorsatz auf so etwas studieren. Fahre indessen fort, dich mit Liebe in der Kunst zu üben, und lebe wohl.«

4

Das Muster
eines
kunstreichen und dabey tiefgelehrten Mahlers,
vorgestellt in dem Leben
des
Leonardo da Vinci,
berühmten Stammvaters der Florentinischen Schule.

Das Zeitalter der Wiederaufstehung der Mahlerkunst in Italien hat Männer an's Licht gebracht zu denen die heutige Welt billig wie zu Heiligen in der Glorie hinaufsehen sollte. Von ihnen möchte man sagen, daß sie zuerst die wilde Natur durch ihre Zauberkünste bezwungen, und gleichsam beschworen, oder auch, daß sie zuerst aus der verworrenen Schöpfung den Funken der Kunst herausgeschlagen hätten. Ein jeder von diesen prangte mit eigenen, nahmhaften Vollkommenheiten, und es sind im Tempel der Kunst für viele von ihnen Altäre errichtet.

Ich habe mir aus diesen für jetzt den berühmten Stammvater der Florentinischen Schule, den nie genug gepriesenen Leonardo da Vinci auserwählt, um ihn, wem daran gelegen ist, als das Muster in einem wahrhaft gelehrten und gründli-

chen Studium der Kunst, und als das Bild eines unermüdlichen, und dabey geistreichen Fleißes, darzustellen. An ihm mögen die lehrbegierigen Jünger der Kunst ersehen, daß es nicht damit gethan sey, zu einer Fahne zu schwören, nur ihre Hand in gelenkiger Führung des Pinsels zu üben, und mit einem leichten und flüchtigen After-Enthusiasmus ausgerüstet, gegen das tiefsinnige und auf das wahre Fundament gerichtete Studium zu Felde zu ziehen. Ein solches Beyspiel wird sie belehren, daß der Genius der Kunst sich nicht unwillig mit der ernsthaften Minerva zusammen paart; und daß in einer großen und offenen Seele, wenn sie auch auf Ein Hauptbestreben gerichtet ist, doch das ganze, vielfachzusammengesetzte Bild menschlicher Wissenschaft sich in schöner und vollkommener Harmonie abspiegelt. —

Der Mann, von dem wir reden, erblickte das Licht der Welt in dem Flecken Vinci, welcher unten im Arno-Thale, unweit der prächtigen Stadt Florenz, belegen ist. Seine Geschicklichkeit und sein Witz, die er von der Natur zum Erbtheil bekommen hatte, verriethen sich, wie es bey solchen auserlesenen Geistern zu geschehen pflegt, schon in seiner zarten Jugend, und sahen durch die bunten Figuren, die seine kindische Hand spielend herausbrachte, deutlich hervor. Dieß ist wie das erste Sprudeln einer kleinen, muntern Quelle, welche nachher zum

mächtigen und bewunderten Strome wird. Wer es kennt, hält das Gewässer in seinem Laufe nicht zurück, weil es sonst durch Wall und Dämme bricht, sondern läßt ihm seinen freyen Willen. So that Leonardo's Vater, indem er den Knaben seiner ihm von Natur eingepflanzten Neigung überließ, und ihn der Lehre des sehr berühmten und verdienten Mannes, Andrea Verocchio zu Florenz, übergab.

Aber ach! wer kennt und wer nennt unter uns noch diese Nahmen, die damahls wie funkelnde Sterne am Himmel glänzten? Sie sind untergegangen, und es wird nichts mehr von ihnen gehört, — man weiß nicht, ob sie jemahls waren.

Und dieser Andrea Verocchio war keiner der gemeinsten. Er war dem heiligen Trifolium aller bildenden Künste, der Mahler- Bildner- und Baukunst ergeben, — wie es denn dazumahl nichts ungewöhnliches war, daß für eine solche dreyfache Liebe und Fähigkeit, eines Menschen Geist Raum genug hatte. Außerdem aber war er in den mathematischen Erkenntnissen bewandert, und auch ein eifriger Freund der Musik. Es mag wohl seyn, daß dessen Vorbild, welches sich früh in die weiche Seele Leonardo's eindrückte, viel auf ihn gewirkt hat; indeß mußten die Keime doch auf dem Grunde seiner Seele liegen. Aber wer mag überhaupt bey der Geschichte der Ausbildung eines fremden Geistes alle die feinen

Fäden zwischen Ursachen und Wirkungen auffinden, da die Seele während ihrer Handlungen sich dieses Zusammenhanges selbst nicht einmahl immer bewußt ist.

Zu Erlernung jeder bildenden Kunst, selbst wenn sie ernsthafte oder trübselige Dinge abschildern soll, gehört ein lebendiges und aufgewecktes Gemüth; denn es soll ja durch allmählige mühsame Arbeit endlich ein vollkommenes Werk, zum Wohlgefallen aller Sinne, hervorgebracht werden, und traurige und in sich verschlossene Gemüther haben keinen Hang, keine Lust, keinen Muth und keine Stetigkeit hervorzubringen. Solch ein aufgewecktes Gemüth besaß der Jüngling Leonardo da Vinci; und er übte sich nicht nur mit Eifer im Zeichnen und im Setzen der Farben, sondern auch in der Bildhauerey, und zur Erhohlung spielte er auf der Geige, und sang artige Lieder. Wohin also sein vielbefassender Geist sich auch wandte, so ward er immer von den Musen und Grazien, als ihr Liebling, in ihrer Atmosphäre schwebend getragen, und berührte nie, auch in den Stunden der Erhohlung nicht, den Boden des alltäglichen Lebens. Von allen Beschäftigungen aber lag die Mahlerey ihm zunächst am Herzen; und zu seines Lehrers Beschämung brachte er es darin nach kurzer Zeit so weit, daß er ihn selbst übertraf. Ein Beweis, daß die Kunst sich eigentlich nicht lernt, und nicht gelehrt wird, sondern

daß ihr Strom, wenn er nur auf eine kurze Strecke geführt und gerichtet ist, unbeherrscht aus eigener Seele quillt.

Da seine Einbildung so fruchtbar und reich an allerley bedeutenden und sprechenden Bildern war, so zeigte sich in seiner lebhaften Jugend, wo alle Kräfte sich mit Gewalt in ihm hervordrängten, sein Geist nicht in gewöhnlichen, unschmackhaften Nachahmungen, sondern in außerordentlichen, reichen, ja fast ausschweifenden und seltsamen Vorstellungen. So mahlte er einst unsre ersten Voraltern im Paradiese, welches er durch alle mögliche Arten wunderbarer und fremgestalteter Thiere, und durch eine unendliche, mühsame Verschiedenheit der Pflanzen und Bäume, so bereicherte und ausschmückte, daß man über die Mannigfaltigkeit erstaunen mußte, und seine Augen nicht von dem Bilde abziehen konnte. Noch wunderbarer war der Medusenkopf, den er einst auf ein hölzernes Schild für einen Bauern mahlte; er setzte ihn aus den Gliedern aller nur ersinnlichen häßlichen Gewürme und gräulicher Unthiere zusammen, sa daß man gar nichts Erschrecklicheres sehen mochte. Die Erfahrenheit der Jahre ordnete nachher diesen wilden, üppigen Reichthum in seinem Geiste.

Aber ich will zur Hauptsache eilen, und versuchen, ob ich eine Abschilderung von dem vielumfassenden Eifer dieses Mannes geben kann.

In der Mahlerey trachtete er mit unermüdlicher Begier nach immer höheren Vollkommenheiten, und nicht in einer, sondern in allen Arten; und mit dem Studium der Geheimnisse des Pinsels verband er die fleißigste Beobachtung, die, als sein Genius, ihn durch alle Scenen des gewöhnlichen Lebens leitete, und ihn auf allen seinen Wegen, wo Andere es nicht ahndeten, die schönsten Früchte für sein Lieblingsfach einsammeln ließ. Also war er selber das größeste Beyspiel zu den Lehren, die er in seinem vortrefflichen Werke von der Mahlerey ertheilt, daß nähmlich ein Mahler sich allgemein machen solle, und nicht alle Dinge nach einem einzigen angewöhnten Handgriff, sondern ein jedes nach seiner besonderen Eigenthümlichkeit darstellen müsse; — und denn, daß man sich nicht an einen Meister hängen, sondern selbst frey die Natur in allem ihren Wesen erforschen solle, indem man sonst ein Enkel, nicht aber ein Sohn der Natur genannt zu werden verdiene.

Aus eben dieser Schrift, der einzigen unter seinen gelehrten Arbeiten, die zu den Augen der Welt gelangt ist, und die man mit Recht das goldene Buch des Leonardo nennen könnte, wird uns offenbar, wie tiefsinnig er immer die Lehren und Regeln der Kunst mit dem Ausüben derselben verknüpfte. Die Beschaffenheit des menschlichen Körpers hatte er in allen nur ersinnlichen Wendungen und Stel-

lungen, bis auf das kleinste, so in seiner Gewalt, als wenn er ihn selber geschaffen hätte; und immer ging er geradezu auf den bestimmten Sinn und die körperliche, sowohl als geistige Bedeutung los, die in jeder Figur liegen sollte. Denn billig muß, wie auch er selbst in seinem Buche zu verstehen gibt, ein jedes Kunstwerk eine doppelte Sprache reden, eine des Leibes und eine der Seele. An einigen Orten in seinem Buche gibt er Anleitung, wie man eine Schlacht, einen Seesturm, eine große Versammlung mahlen solle; und da ist seine Einbildung so thätig und wirksam, daß sie schnell die deutlichsten und sprechendsten Züge in Worten zu einem auffallenden Ganzen zusammenträgt.

Leonardo wußte, daß der Kunstgeist eine Flamme von ganz andrer Natur ist, als der Enthusiasmus der Dichter. Es ist nicht darauf angesehen, etwas ganz aus eigenem Sinne zu gebähren; der Kunstsinn soll vielmehr ämsig außer sich herumschweifen, und sich um alle Gestalten der Schöpfung mit behender Geschicklichkeit herumlegen, und die Formen und Abdrücke davon in der Schatzkammer des Geistes aufbewahren; so daß der Künstler, wenn er die Hand zur Arbeit ansetzt, schon eine Welt von allen Dingen in sich finde. Leonardo ging nie, ohne seine Schreibtafeln bey sich zu tragen, sein begieriges Auge fand überall ein Opfer für seine Muse. Dann kann man sagen, daß man vom Kunstsinne

ganz durchglüht und durchdrungen sey, wenn man so alles um sich her seiner Hauptneigung unterthänig mache. Jeden kleinen Theil des menschlichen Körpers, der ihm an irgend einem Vorübergehenden wohlgefiel, jede flüchtige reitzende Stellung und Wendung haschte er auf, und trug es seinem Schatze bey. Es gefielen ihm vorzüglich wunderliche Angesichter mit besonderen Haaren und Bärten, weßwegen er solchen Leuten manchmahl lange nachging, daß er sie fest in seinen Sinn faßte, da er sie alsdann zu Hause so natürlich, als ob sie ihm gegenwärtig gesessen hätten, hinmahlte. Auch wann zwey Personen, ohne daß sie einen Zuschauer zu haben glaubten, ganz unbefangen und ihrem Willen überlassen, mit einander sprachen, oder wann ein heftiges Gezänk entstand, oder ihm sonst menschliche Affekten und Gemüthsbewegungen in ihrem vollen Leben, und ihrer ganzen Kraft in den Weg kamen, so versäumte er niemahls, sich die Umrisse und die Zusammenfügung der Theile zum Ganzen wohl zu merken. Auch betrachtete er, was manchem lächerlich vorkommen mag, oft lange und ganz in sich verloren, altes Gemäuer, worauf die Zeit mit allerley wunderbaren Figuren und Farben gespielt hatte, oder vielfarbige Steine mit irgend seltsamen Zeichnungen. Daraus sprang ihm dann, während des unverrückten Anschauens, manche schöne Idee von Landschaften, oder Schlachtgewimmel, oder

fremden Stellungen und Gesichtern hervor. Darum gibt er auch in seinem Buche selbst die Regel, dergleichen zur Ergetzung fleißig zu betrachten, weil der Geist durch dergleichen verwirrte Dinge zu Erfindungen aufgemuntert werde. — Man sieht, wie der ungemeine und von keinem nach ihm erreichte Geist des Leonardo, aus allen Dingen, auch den geringgeachtetsten und kleinsten, Gold zu ziehen wußte.

In der Wissenschaft seiner Kunst war vielleicht nie ein Mahler erfahrner und gelehrter als er. Die Kenntniß der inneren Theile des menschlichen Körpers und des ganzen Räder- und Hebelwerks dieser Maschine, — die Kenntniß des Lichts und der Farben, und wie beyde auf einander wirken, und sich eines mit dem andern vermählt, — die Lehre von den Verhältnissen, nach welchen die Dinge in der Entfernung kleiner und schwächer erscheinen; — alle diese Wissenschaften, welche in der That zu dem wahren, ursprünglichen Fundamente der Kunst gehören, hatte er bis in ihre tiefsten Abgründe durchdrungen.

Wie aber schon erwähnt ist, so war er nicht bloß ein großer Mahler, sondern auch ein guter Bildhauer, wie auch ein ansehnlicher Baumeister. Er war in allen Zweigen der mathematischen Wissenschaften erfahren; ein tiefer Kenner der Musik, ein angenehmer Sänger und Spieler auf der Geige,

und sinnreicher Dichter. Kurz, wenn er in den fabelhaften Zeiten gelebt hätte, so wäre er unfehlbar für einen Sohn des Apollo gehalten worden. Ja, er hatte seine Lust daran, sich in allerley Fertigkeiten, wenn sie auch ganz außer seinem Wege lagen, hervorzuthun. So war er im Reiten und Regieren der Pferde, so wie auch in der Führung des Degens so wohl geübt, daß ein Unwissender hätte meinen sollen, er habe sein ganzes Leben hindurch diesem allein obgelegen. Mit wunderbaren mechanischen Kunststücken und mit den geheimen Kräften der Naturkörper war er so vertraut, daß er einst, bey einer feyerlichen Gelegenheit, die Figur eines Löwen von Holz machte, welcher sich selbst bewegte; und ein andermahl hatte er aus einem gewissen dünnen Zeuge kleine Vögel gebildet, welche von selbst frey in die Luft emporschwebten. So hatte sein Geist einen angeborenen Reitz, immer etwas Neues zu ersinnen, der ihn in beständiger Thätigkeit und Anstrengung erhielt. Alle seine Talente aber wurden durch edle und einnehmende Sitten, wie Edelgesteine durch eine goldene Einfassung erhöht. Und damit der außerordentliche Mann auch den geheimsten und blödesten Augen hervorstechend und ausgezeichnet erscheinen möchte, so hatte die freygebige Natur ihn ausdrücklich mit einer wunderbaren Leibesstärke, und zu allem dem endlich mit einer sehr ehrwürdigen Bildung, und einem

Gesichte, das man lieben und verehren mußte, begabt.

Der forschende Geist der ernsthaften Wissenschaften scheinet dem bildenden Geiste der Kunst so ungleichartig, daß man fast, dem ersten Anblicke nach, an zwey verschiedene Gattungen von Wesen für beyde glauben möchte. Und in der That sind nur wenige Sterbliche so eingerichtet, daß sie diesem zwiefachen Genius opfern könnten. Welcher aber in seiner eigenen Seele die Heimath aller der Erkenntnisse und Kräfte, worin sonst viele sich theilen, findet, und wessen Geist, mit gleichem Eifer und Glücke, durch Schlüsse der Vernunft Wahrheiten ausrechnet, und Einbildungen seines inneren Sinnes durch Mühsamkeit der Hand in sichtbare Darstellungen hervordrängt: — ein solcher muß der ganzen Welt Erstaunen und Bewunderung abnöthigen. Und wenn er überdieß nicht bloß einer einzigen Kunst ergeben ist, sondern mehrere in sich vereinigt, ihre geheime Verwandtschaft fühlt, und die göttliche Flamme, die in allen weht, in seinem Inneren empfindet; so ist dieser Mann von der Hand des Himmels gewiß auf eine wunderbare Weise vor andern Menschen hervorgehoben, und es werden viele mit ihren Gedanken nicht einmahl an ihn heranreichen können. —

Der Hof des mayländischen Herzogs, Lodovico Sforza, war der Hauptschauplatz, wo Leonardo

da Vinci, als oberster Vorsteher der Akademie, seine vielfache Geschicklichkeiten entfaltete. Hier zeigte er sich in vortrefflichen Gemählden und Bildwerken; hier verbreitete er seinen guten Geschmack in Gebäuden; er war förmlich unter der Zahl der Tonkünstler als Spieler auf der Geige angestellt; er führte mit tiefer Einsicht den schweren Bau eines Wasserkanals über Berge und Thäler, — und so stellte er bloß in seiner Person fast eine ganze Akademie aller menschlichen Erkenntnisse und Fertigkeiten vor. Ehe er den Bau des Kanals übernahm, begab er sich nach Valverola, dem Landsitz einer seiner angesehenen Freunde, und legte sich dort, unter Begünstigung der ländlichen Muse, mit großem Fleiß auf das Mathematische der Baukunst. Auf diesem stillen Landsitze brachte er nachher etliche Jahre zu, lag mit philosophischem Geiste den mathematischen und allen nur irgend zu einer gründlichen Theorie der bildenden Künste gehörigen Studien ob, und verlor sich ganz in tiefsinnige Spekulationen. Das Gepräge der in sich gekehrten Weisheit trug er auch in seinem Aeußeren, indem er sich Haar und Bart so lang hatte wachsen lassen, daß er das Ansehen eines Einsiedlers hatte; — wie denn einige in seinem unermüdeten Fleiß auch den Bewegungsgrund finden wollen, daß er zeitlebens unverheirathet blieb. — Während des Aufenthalts in seiner ländlichen Einsamkeit trug er nun auch die Resultate seines

Studiums, durch seinen Geist gesteigert und geläutert, und mit seinen eigenen sehr scharfsinnigen Gedanken und Beobachtungen versetzt, in ausführlichen Werken zusammen, welche sich, von seiner eigenen theuren Hand geschrieben, noch jetzt in dem großen ambrosianischen Bücherschatze zu Mayland befinden.

Aber ach! es ist auch diese, wie so manche andre uralte, mit ehrwürdigem Staube bedeckte Handschrift in den Bücherschätzen der Großen, ein unangerührtes Heiligthum, vor welchem die unverständigen Söhne unsers Zeitalters, höchstens mit einer leeren Ehrfurchtsbezeugung, vorübergehen. Das Manuscript wartet noch auf denjenigen, welcher den Geist des alten Mahlers, der darin verzaubert schläft, daraus erwecken, und aus den lange getragenen Banden erlösen soll.

Alle die Schönheiten und das Vortreffliche in den vielen Gemählden unsers Leonardo aus einander zu setzen, ist meine Feder nicht im Stande. Sein berühmtestes Bild ist wohl die Vorstellung des heiligen Abendmahles in dem Refectorium der Dominikaner zu Mayland. Man bewundert darin den seelenvollen Ausdruck in den Köpfen der Jünger Christi, wie jeder den Herrn zu fragen scheinet: Herr! bin ich's? »Die alten Anecdotensammler der Kunst erzählen, daß Leonardo, nachdem er die übrigen Figuren vollendet, eine Weile gezögert, und immer bey sich

überlegt und nachgedacht, oder (um vielleicht eigentlicher zu reden) auf glückliche Eingebungen geharret habe, wie er das verrätherische Gesicht des Judas, und das erhabene Antlitz Jesu, recht vollkommen ausdrücken solle; worauf der Prior des Klosters einen einleuchtenden Beweis seines Unverstandes gegeben, indem er ihn, wie einen Tagelöhner, über sein Zögern zur Rede gestellt habe.

Noch eines Gemähldes des Leonardo muß ich, eines merkwürdigen Umstandes halber, gedenken. Ich meine das Bildniß der Lisa del Giocondo, (der Gemahlinn des Francesco) an welchem er vier Jahre arbeitete, ohne durch die sorgfältigste und feinste Ausarbeitung jedes Härchens, den Geist und das Leben des Ganzen zu ersticken. So oft nun die edle Frau ihm zum Mahlen saß, rief er allemahl einige Personen herzu, die sie durch eine angenehme und muntere Musik auf Instrumenten, mit der menschlichen Stimme begleitet, aufheitern mußten. Ein sehr sinnreicher Einfall, wegen dessen ich den Leonardo immer bewundert habe. Er wußte nur zu wohl, daß bey Personen, welche zum Mahlen sitzen, sich gewöhnlich eine trockene uud leere Ernsthaftigkeit auf ihrem Gesichte einzufinden pflegt, und daß eine solche Miene, wenn sie im Gemählde in bleibenden Zügen festgehalten wird, ein ungefälliges oder wohl gar finsteres Ansehen gewinnt. Dagegen kannte er die Wirkung einer fröhlichen Musik, wie

sie sich in den Mienen des Gesichts abspiegelt, wie sie alle Züge auflößt, und in ein liebliches, reges Spiel setzt. So trug er die sprechenden Reitze des Antlitzes lebendig auf die Tafel über, und wußte bey Ausübung der einen Kunst sich der andern so glücklich als Gehülfinn zu bedienen, daß diese auf jene ihren Wiederschein warf.

Wie viele geschickte Mahler aus des Leonardo Schule ausgegangen, und wie angesehen und allgemein verehrt er in seinem Leben war, läßt sich gedenken. Als er einst in einem Kloster vor Florenz nur den Entwurf zu einem großen Altarblatte gemacht hatte, ward der Ruf dieses Entwurfs so groß, daß zwey Tage lang eine Menge Volks aus der Stadt dahin wallfahrtete, und man hätte meinen sollen, es würde ein Fest oder eine Procession gehalten.

In Florenz hatte Leonardo da Vinci sich wieder aufgehalten, seitdem in den kriegerischen Zeiten von Italien der Herzog Lodovico Sforza von Mayland eine gänzliche Niederlage erlitten hatte, und die Akademie zu Mayland ganz zerstiebt war. In seinem hohen Alter ward er noch von König Franz dem Ersten aus Florenz nach Frankreich berufen.

Der Monarch schätzte ihn über alles hoch, und empfing den alten fünf und siebzigjährigen Mann mit besonderer Freundlichkeit und Achtung. Allein

es war ihm nicht beschieden, sein Leben in dem ihm neuen Lande noch hoch zu bringen. Die Beschwerlichkeiten der Reise, und die Verschiedenheit der Landesart mußten ihm die Krankheit zugezogen haben, die ihn nicht lange nach seiner Ankunft befiel. Der König besuchte ihn fleißig in seiner Krankheit, und bezeigte sich sehr besorgt um ihn. Als er einst auch zu ihm kam, an sein Lager trat, und der alte Mann sich im Bette aufrichten wollte: um dem Könige für seine Gnade zu danken, ward er unvermerkt von einer Schwachheit überfallen, — der König unterstützte ihn mit seinen Armen, — aber der Athem ging ihm aus, — und der Geist, der so viele und große Dinge gewirkt hatte, welche noch jetzt in ihrer Vollkommenheit bestehen, war durch einen einzigen Hauch, wie ein Blatt von der Erde, weggeweht. —

Wenn der Glanz der Kronen das Licht ist, welches das Gedeihen der Künste vorzüglich befördert, so kann man die Scene, die an dem Ende von Leonardo's Leben steht, gewissermaßen als eine Apotheose des Künstlers ansehen; in den Augen der Welt wenigstens mußte es für alle Thaten des großen Mannes ein würdiger Lohn erscheinen, in den Armen eines Königs zu erblassen. — —

Man wird mich nun vielleicht fragen: Ob ich denn nun diesen hier so hoch gepriesenen Leonardo de Vinci als den vortrefflichsten, und als das Haupt

aller Mahler aufstellen, und alle Schüler auffordern wollte, daß sie gerade so zu werden streben sollten, wie er?

Aber anstatt zu antworten, frage ich wieder: Ob es denn nicht erlaubt sey, seinen Blick einmahl absichtlich auf den grossen und betrachtungswürdigen Geist eines einzigen Mannes zu beschränken, um seine eigenthümlichen Vortrefflichkeiten einmahl recht für sich, in ihrem Zusammenhange zu überschauen? — und ob man wohl so dreist, mit der anmaßenden Strenge eines Richteramtes, die Künstler nach Maß und Gewicht ihrer Verdienste in Reih' und Glied stellen könne, wie die Lehrer der Moraltugend und lasterhafte Menschen, nach genauen Regeln des Ranges, über- und untereinander zu setzen sich vermessen?

Ich meine, man könne Geister von sehr verschiedener Beschaffenheit, die beyde große Eigenschaften haben, beyde bewundern. Die Geister der Menschen sind eben so unendlich mannigfaltig, als es ihre Gesichtsbildungen sind. Und nennen wir nicht das ehrwürdige, faltenreiche, weisheitsvolle Antlitz des Greises eben so wohl schön, als das unbefangene, Empfindung athmende, zauberhafte Gesicht der Jungfrau?

Allein bey dieser bildlichen Vorstellung möchte mir Jemand sagen: Wenn aber das Losungswort

Schönheit ertönt, drängt sich dir da nicht unwillkührlich aus innerer Seele das letztere Bild, das Bild der Venus Urania in deinem Busen hervor?

Und hierauf weiß ich freylich nichts zu antworten.

Wer bey meinem zwiefachen Bilde, wie ich, an den Geist des Mannes, den wir eben geschildert haben, und an den Geist desjenigen, den ich den Göttlichen zu nennen pflege, gedenkt, wird in dieser Gleichnißrede vielleicht Stoff zum Nachsinnen finden. Dergleichen Phantaseyen, die uns in den Sinn kommen, verbreiten oftmahls auf wunderbare Weise ein helleres Licht über einen Gegenstand, als die Schlußreden der Vernunft; und es liegt neben den sogenannten höheren Erkenntnißkräften ein Zauberspiegel in unserer Seele, der uns die Dinge manchmahl vielleicht am kräftigsten dargestellt zeigt. —

5.

Zwey Gemähldeschilderungen.

Ein schönes Bild oder Gemählde ist, meinem Sinne nach, eigentlich gar nicht zu beschreiben; denn in dem Augenblicke, da man mehr als ein einziges Wort darüber sagt, fliegt die Einbildung von der Tafel weg, und gaukelt für sich allein in den Lüften. Drum haben die alten Chronikenschreiber der Kunst mich sehr weise gedünket, wenn sie ein Gemählde bloß: ein vortreffliches, ein unvergleichliches, ein über alles herrliches nennen; indem es mir unmöglich scheint, mehr davon zu sagen. Indessen ist es mir beygefallen, ein paar Bilder einmahl auf die folgende Art zu schildern, wovon ich die zwey Proben, die mir von selbst in den Sinn gekommen sind, um der eignen Art willen, ohne daß ich diese Art für etwas sehr Vorzügliches halten mag, doch zu Jedermanns Ansicht hersetzen will.

Erstes Bild.

Die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde und der kleine Johannes.

Maria.

Warum bin ich doch so überselig,
Und zum allerhöchsten Glück erlesen,
Das die Erde jemahls tragen mag?
Ich verzage bey dem großen Glücke,

Und ich weiß nicht Dank dafür zu sagen,
Nicht mit Thränen, nicht mit lauter Freude.
Nur mit Lächeln und mit tiefer Wehmuth
Kann ich auf dem Götterkinde ruhen,
Und mein Blick vermag es nicht, zum Himmel,
Und zum güt'gen Vater aufzusteigen.
Nimmer werden meine Augen müde,
Dieses Kind, das mir im Schooße spielet,
Anzusehen mit tiefer Herzensfreude.
Ach! und welche fremde, große Dinge,
Die das unschuldvolle Kind nicht ahndet,
Leuchten aus den klugen blauen Augen,
Leuchten aus all' den kleinen Gaukeleyen!
Ach! ich weiß nicht was ich sagen soll!
Dünkt michs doch, ich sey nicht mehr auf dieser Erde,
Wenn ich in mir recht lebendig denke:
Ich, ich bin die Mutter dieses Kindes.

Das Jesuskind.

Hübsch und bunt ist die Welt um mich her!
Doch ist's mir nicht wie den andern Kindern,
Doch kann ich nicht recht spielen,
Nichts fest angreifen mit der Hand,
Nicht lautjauchzend frohlocken.
Was sich lebendig
Vor meinen Augen regt und bewegt,
Kommt mir vor, wie vorbeygehend Schattenbild
Und artiges Blendwerk.
Aber innerlich bin ich froh,
Und denke mir innerlich schönere Sachen,
Die ich nicht sagen kann.

Der kleine Johannes.

Ach! wie beth ich es an, das Jesuskindlein!
Ach wie lieblich und voller Unschuld

Gaukelt es in der Mutter Schooß! —
Lieber Gott im Himmel, wie beth' ich heimlich zu dir,
Und danke dir,
Und preise dich um deine große Gnade,
Und flehe deinen Segen herab auch für mich!

Zweytes Bild.

Die Anbethung der drey Weisen aus dem Morgenlande.

Die drey Weisen.

Siehe! aus dem fernen Morgenlande
Kommen wir, vom schönen Stern geführet,
Wir, drey Weisen aus dem fernen Lande,
Wo die Sonn' in ihrer Pracht hervorgeht.
Lange Jahre haben wir nach Weisheit,
Nach der Weisheit Urquell hingetrachtet,
Haben viel erdacht in unserm Geiste;
Und dabey hat uns der Herr der Dinge
Kron' und Zepter gnädiglich verliehen,
Und bey uns'rer langen Geistesarbeit
Uns mit silberweißem Haupt gesegnet.
Doch, wir kommen jetzt dahergezogen,
Aus dem Lande, wo die Sonn' emporsteigt,
Um die ganze Weisheit unsrer Jahre,
Unsre ganze Wissenschaft und Kenntniß,
Ach! vor dir, du wunderbares Kindlein,
Demuthvoll hier in den Staub zu legen,
Und in unsern goldnen Königsmänteln,
Und mit unsern silberweißen Häuptern,
Ehrfurchtsvoll uns hier vor dir zu beugen,

Hier zu huldigen und anzubethen.
Und zum Zeichen unsrer tiefen Ehrfurcht
Bringen wir dir Myrrhen, Gold und Weihrauch,
Als ein würdig Opfer unsrer Andacht,
Wie wir es zu geben nur vermögen.

Maria.

Ach! preise, meine Seele, den Herrn!
Daß er mich so herrlich gemacht hat,
So hoch erhoben vor allem Volke!
Daß ich das Kindlein geboren habe,
Das mir im Schooße spielet,
Das die Weisen anzubethen
Aus dem fernen Morgenlande herziehen!
Ach! mein Auge vermag's nicht zu ertragen,
Und mein Herz bricht!
Alle tiefe Weisheit ihrer Jahre
Legen sie vor dem Kindlein in den Staub:
Ihre Knie gebeugt,
Ihre Häupter zur Erde geneigt,
Und am Boden liegen die goldnen Königsmäntel.
Gold und Weihrauch, und Myrrhen
Bringen sie zum Opfer;
Ach! dem Kind' ein groß und herrlich Opfer! —
O wie selig ist die Mutter innerlich!
Aber ich vermag den weisen Männern
Nicht für ihre große Huld zu danken,
Nicht den Blick zum Himmel aufzuheben.
Aber herrliche und große Dinge
Stehen innerlich mir im Gemüthe.

Das Jesuskindlein.

Schön muß wohl das ferne Land seyn,

Wo die helle Sonn' emporsteigt;
Denn wie herrlich sind die Männer!
Aber wie so alt und prächtig?
Ach! das ist die tiefe Weisheit,
Daß sie goldne Königsmäntel,
Silberweiße Häupter haben,
Und recht wunderbare Dinge
Haben sie mir hergetragen!
Und doch knie'n sie vor mir nieder! —
Seltsam scheinen mir die Männer,
Und ich weiß mir nicht zu sagen,
Wie ich sie recht nennen soll.

6.

Einige Worte über Allgemeinheit, Tolleranz und Menschenliebe in der Kunst.

Der Schöpfer, welcher unsre Erde und alles, was darauf ist, gemacht hat, hat das ganze Erdenrund mit seinem Blick umfaßt, und den Strom seines Segens über den ganzen Erdkreis ausgegossen. Aber aus seiner geheimnißvollen Werkstatt hat Er tausenderley unendlich = mannigfaltige Keime der Dinge über unsere Kugel hergestreut, die unendlich-mannigfaltige Früchte tragen, und zu seiner Ehre zu dem größesten, buntesten Garten hervorschießen. Auf wunderbare Weise führt Er seine Sonne um den Erdball in gemessenen Kreisen herum, daß ihre Strahlen in tausend Richtungen zur Erde kommen, und unter jedem Himmelsstriche das Mark der Erde zu verschiedenartigen Schöpfungen auskochen und hervortreiben.

Mit gleichem Auge ruht er in einem großen Moment auf dem Werk seiner Hände, und empfängt mit Wohlgefallen das Opfer der ganzen lebendigen und leblosen Natur. Das Brüllen des Löwen ist ihm so angenehm, wie das Schreyen des Rennthiers; und die Aloe duftet ihm eben so lieblich als Rose und Hyacinthe.

Auch der Mensch ist in tausendfacher Gestalt aus seiner schaffenden Hand gegangen: — die Brüder eines Hauses kennen sich nicht, und verstehen sich nicht; sie reden verschiedene Sprachen, und staunen über einander: — aber er kennt sie alle, und freuet sich aller; mit gleichem Auge ruht er auf seiner Hände Werk, und empfängt das Opfer der ganzen Natur.

Auf mancherley Weise hört er die Stimmen der Menschen von den himmlischen Dingen durcheinander reden, und weiß, daß alle, — alle, wär' es auch wider ihr Wissen und Willen, — dennoch ihn, den Unnennbaren, meinen.

So hört er auch die innere Empfindung der Menschen in verschiedenen Zonen, und in verschiedenen Zeitaltern verschiedene Sprachen reden, und hört, wie sie mit einander streiten, und sich nicht verstehen; aber dem ewigen Geiste löst sich alles in Harmonie auf; er weiß, daß ein jeder die Sprache redet, die er ihm angeschaffen hat, daß ein jeder sein Inneres äußert wie er kann und soll; — wenn

sie in ihrer Blindheit unter einander streiten, so weiß und erkennet er, daß für sich ein jeglicher Recht hat; er sieht mit Wohlgefallen auf jeden und auf alle, und freut sich des bunten Gemisches.

Kunst ist die Blume menschlicher Empfindung zu nennen. In ewig wechselnder Gestalt erhebt sie sich unter den mannigfaltigen Zonen der Erde zum Himmel empor, und dem allgemeinen Vater, der den Erdball mit allem, was daran ist, in seiner Hand hält, duftet auch von dieser Saat nur ein vereinigter Wohlgeruch.

Er erblickt in jeglichem Werke der Kunst, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmlischen Funken, der, von ihm ausgegangen, durch die Brust des Menschen hindurch, in dessen kleine Schöpfungen überging, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. Ihm ist der gothische Tempel so wohlgefällig, als der Tempel des Griechen; und die rohe Kriegsmusik der Wilden ist ihm ein so lieblicher Klang, als kunstreiche Chöre und Kirchengesänge.

Und wenn ich nun von ihm, dem Unendlichen, durch die unermeßlichen Räume des Himmels, wieder zur Erde gelange, und mich unter meinen Mitbrüdern umsehe, — ach! so muß ich laute Klagen erheben, daß sie ihrem ewigen großen Vorbilde im Himmel so wenig ähnlich zu werden sich bestreben. Sie zanken mit einander, und verstehen sich nicht,

und sehen nicht, daß sie alle nach demselben Ziele eilen, weil jeder mit festem Fuße auf seinem Standort stehen bleibt, und seine Augen nicht über das Ganze zu erheben weiß.

Blöden Menschen ist es nicht begreiflich, daß es auf unserer Erdkugel Antipoden gebe, und daß sie selber Antipoden sind. Sie denken sich den Ort, wo sie stehen, immer als den Schwerpunkt des Ganzen, — und ihrem Geiste mangeln die Schwingen, das ganze Erdenrund zu umfliegen, und das in sich selbst gegründete Ganze mit einem Blicke zu umspielen.

Und eben so betrachten sie ihr Gefühl als das Centrum alles Schönen in der Kunst, und sprechen wie vom Richterstuhle, über alles das entscheidende Urtheil ab, ohne zu bedenken, daß sie Niemand zu Richtern gesetzt hat, und daß diejenigen, die von ihnen verurtheilt sind, sich eben sowohl dazu aufwerfen könnten.

Warum verdammt ihr den Indianer nicht, daß er indianisch, und nicht unsre Sprache redet? —

Und doch wollt ihr das Mittelalter verdammen, daß es nicht solche Tempel baute wie Griechenland? —

O so ahndet euch doch in die fremden Seelen hinein, und merket, daß ihr mit euren verkannten Brüdern die Geistesgaben aus derselben Hand empfangen habt! Begreifet doch, daß jedes Wesen

nur aus den Kräften, die es vom Himmel erhalten hat, Bildungen aus sich heraus schaffen kann, und daß einem jeden seine Schöpfungen gemäß seyn müssen. Und wenn ihr euch nicht in alle fremde Wesen hinein zu fühlen, und durch ihr Gemüth hin, durch ihre Werke zu empfinden vermöget; so versuchet wenigstens, durch die Schlußketten des Verstandes mittelbar an diese Ueberzeugung heranzureichen. —

Hätte die aussäende Hand des Himmels den Keim deiner Seele auf die afrikanischen Sandwüsten fallen lassen, so würdest du aller Welt das glänzende Schwarz der Haut, das dicke, stumpfe Gesicht, und die kurzen, krausen Haare als wesentliche Theile der höchsten Schönheit angepredigt und den ersten weißen Menschen verlacht oder gehaßt haben. Wäre deine Seele einige hundert Meilen weiter nach Osten, auf den Boden von Indien aufgegangen, so würdest du in den kleinen, seltsamgestalteten, vielarmigen Götzen den geheimen Geist fühlen, der unsern Sinnen verborgen, darinnen weht, und würdest, wenn du die Bildsäule der medicäischen Venus erblicktest, nicht wissen, was du davon halten solltest. Und hätte es demjenigen, in dessen Macht du standest und stehst, gefallen, dich unter die Scharen südlicher Insulaner zu werfen, so würdest du in jedem wilden Trommelschlag, und den rohen gellenden Schlägen der Melodie, einen

tiefen Sinn finden, von dem du jetzt keine Sylbe fassest. Würdest du aber in irgend einem dieser Fälle, die Gabe der Schöpfung oder die Gabe des Genusses der Kunst, aus einer andern Quelle, als aus der ewigen und allgemeinen, der du auch jetzt alle deine Schätze verdankest, empfangen haben? —

Das Einmahleins der Vernunft folgt unter allen Nationen der Erde denselben Gesetzen, und wird nur hier auf ein unendlich größeres, dort auf ein sehr geringes Feld von Gegenständen angewandt. — Auf ähnliche Weise ist das Kunstgefühl nur ein und derselbe himmlische Lichtstrahl, welcher aber, durch das mannigfach-geschliffene Glas der Sinnlichkeit unter verschiedenen Zonen sich in tausenderley verschiedene Farben bricht.

Schönheit: ein wunderseltsames Wort! Erfindet erst neue Worte für jedes einzelne Kunstgefühl, für jedes einzelne Werk der Kunst! In jedem spielt eine andere Farbe, und für ein jedes sind andere Nerven in dem Gebäude des Menschen geschaffen.

Aber ihr spinnt aus diesem Worte, durch Künste des Verstandes, ein strenges System, und wollt alle Menschen zwingen, nach euren Vorschriften und Regeln zu fühlen, — und fühlet selber nicht.

Wer ein System glaubt, hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verdrängt! Erträg-

licher noch ist Intoleranz des Gefühls, als Intoleranz des Verstandes; — Aberglaube besser als Systemglaube. —

Könnt ihr den Melancholischen zwingen, daß er scherzhafte Lieder und muntern Tanz angenehm finde? Oder den Sanguinischen, daß er sein Herz den tragischen Schrecknissen mit Freude darbiethe?

O lasset doch jedes sterbliche Wesen, und jedes Volk unter der Sonne bey seinem Glauben und seiner Glückseligkeit! und freuet euch, wenn andere sich freuen, — wenn ihr euch auch über das, was ihnen das liebste und wertheste ist, nicht mit zu freuen versteht.

Uns, Söhnen dieses Jahrhunderts, ist der Vorzug zu Theil geworden, daß wir auf dem Gipfel eines hohen Berges stehen, und daß viele Länder und viele Zeiten unsern Augen offenbar, um uns herum und zu unsern Füßen ausgebreitet liegen. So lasset uns denn dieses Glück benutzen, und mit heitern Blicken über alle Zeiten und Völker umherschweifen, und uns bestreben, an allen ihren mannigfaltigen Empfindungen und Werken der Empfindung immer das Menschliche herauszufühlen. — —

Jegliches Wesen strebt nach dem Schönsten: aber es kann nicht aus sich heraus gehen, und sieht das Schönste nur in sich. So wie in jedes sterbliche Auge ein anderes Bild des Regenbogens kommt, so

wirft sich jedem, aus der umgebenden Welt, ein anderes Abbild der Schönheit zurück. Die allgemeine, ursprüngliche Schönheit aber, die wir nur in Momenten der verklärten Anschauung nennen, nicht in Worte auflösen können, zeigt sich dem, der den Regenbogen, und das Auge, das ihn siehet, gemacht hat.

Ich habe meine Rede angefangen von ihm, und ich kehre wieder zu ihm zurück: — wie der Geist der Kunst, — wie aller Geist von ihm ausgeht, und durch die Atmosphäre der Erde, Ihm zum Opfer wieder entgegendringt. —

7.

Ehrengedächtniß unsers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers.

Nürnberg! du vormahls weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur von unsrer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist! Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen sie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte; — da Meister Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen, Albrecht Dürer mit seinem Freunde, Wilibaldus Pirkheimer, und so viel andre hochgelobte deutsche Männer noch lebten! Wie oft hab' ich mich in jene Zeit zurückgewünscht! Wie oft ist sie in meinen Gedanken wie-

der von neuem vor mir hervorgegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Büchersälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beym Dämmerlicht der kleinen, rundscheibigen Fenster saß, und über den Folianten des wackeren Hans Sachs, oder über anderem alten, gelben, wurmgefressenen Papiere brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner düstern Kirchen wandelte, wo der Tag durch buntbemahlte Fenster all das Bildwerk und die Mahlereyen der alten Zeit wunderbar beleuchtet! — —

Ihr wundert Euch wieder, und sehet mich an, ihr Engherzigen und Kleingläubigen! O ich kenne sie ja, die Myrtenwälder Italiens, — ich kenne sie ja, die himmlische Gluth in den begeisterten Männern des beglückten Südens: — was ruft ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimath der schönsten Stunden meines Lebens ist! — ihr, die ihr überall Gränzen sehet, wo keine sind! Liegt Rom und Deutschland nicht auf einer Erde? Hat der himmlische Vater nicht Wege von Norden nach Süden, wie von Westen nach Osten über den Erdkreis geführt? Ist ein Menschenleben zu kurz? Sind die Alpen unübersteiglich? — Nun so muß auch mehr als eine Liebe in der Brust des Menschen wohnen können. — —

Aber jetzt wandelt mein traurender Geist auf der geweiheten Stätte vor deinen Mauern, Nürn-

berg; auf dem Gottesacker, wo die Gebeine Albrecht Dürers ruhen, der einst die Zierde von Deutschland, ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen besucht, unter zahllosen Grabsteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunst, bezeichnet ist, und zwischen denen sich hohe Sonnenblumen in Menge erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergessenen Gebeine unsers alten Albrechts Dürers, um dessentwillen es mir lieb ist, daß ich ein Deutscher bin.

Wenigen muß es gegeben seyn, die Seele in deinen Bildern so zu verstehen, und das Eigne und Besondere darin mit solcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen andern vergönnt zu haben scheinet; denn ich sehe mich um, und finde wenige, die mit so herzlicher Liebe, mit solcher Verehrung vor dir verweilten, als ich.

Ist es nicht, als wenn die Figuren in diesen deinen Bildern wirkliche Menschen wären, welche zusammen redeten? Ein jeglicher ist so eigenthümlich gestempelt, daß man ihn aus einem großen Haufen herauskennen würde; ein jeglicher so aus der Mitte der Natur genommen, daß er ganz und gar seinen Zweck erfüllt. Keiner ist mit halber Seele da, wie man es öfters bey sehr zierlichen Bildern neuerer Meister sagen möchte; jeder ist im vollen Leben ergriffen, und so auf die Tafel hingestellt.

Wer klagen soll, klagt; wer zürnen soll, zürnt: und wer bethen soll, bethet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt sich unnütz, oder bloß zum Augenspiel und zur Füllung des Raums; alle Glieder, alles spricht uns gleichsam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen recht fest im Gemüthe fassen. Wir glauben alles, was der kunstreiche Mann uns darstellt; und es verwischt sich nie aus unserm Gedächtniß.

Wie ist's, daß mir die heutigen Künstler unsers Vaterlandes so anders erscheinen, als jene preiswürdigen Männer der alten Zeit, und du vornehmlich, mein geliebter Dürer? Wie ist's, daß es mir vorkommt, als wenn ihr alle die Mahlerkunst weit ernsthafter, wichtiger und würdiger gehandhabt hättet, als diese zierlichen Künstler unsrer Tage? Mich dünkt, ich sehe Euch, wie ihr nachdenkend vor Eurem angefangenen Bilde stehet, — wie die Vorstellung, die ihr sichtbar machen wollt, ganz lebendig eurer Seele vorschwebt, wie ihr bedächtlich überlegt, welche Mienen und welche Stellungen den Zuschauer wohl am stärksten und sichersten ergreifen, und seine Seele beym Ansehen am mächtigsten bewegen möchten, — und wie ihr dann, mit inniger Theilnahme und freundlichem Ernst, die eurer lebendigen Einbildung befreundeten Wesen, auf die Tafel treu und langsam auftraget. — Aber die Neueren scheinen

gar nicht zu wollen, daß man ernsthaft an dem, was sie uns vorstellen, Theil nehmen solle; sie arbeiten für vornehme Herren, welche von der Kunst nicht gerührt und veredelt, sondern aufs höchste geblendet und gekitzelt seyn wollen; sie bestreben sich, ihr Gemählde zu einem Probestück von recht vielen lieblichen und täuschenden Farben zu machen; sie prüfen ihren Witz in Ausstreuung des Lichtes und Schattens; aber die Menschenfiguren scheinen öfters bloß um der Farben und um des Lichtes willen, wahrlich, ich möchte sagen, als ein nothwendiges Übel im Bilde zu stehen.

Wehe muß ich rufen über unser Zeitalter, daß es die Kunst so bloß als ein leichtsinniges Spielwerk der Sinne übt, da sie doch wahrlich etwas sehr Ernsthaftes und Erhabenes ist. Achtet man den Menschen nicht mehr, daß man ihn in der Kunst vernachläßigt, und artige Farben und allerhand Künstlichkeit mit Lichtern, der Betrachtung würdiger findet?

In den Schriften des von unserm Albrecht sehr hochgeschätzten und vertheidigten Martin Luthers, worin ich, wie ich nicht ungern gestehe, einiges aus Wißbegier wohl gelesen habe, und in welchen viel Gutes verborgen seyn mag, habe ich über die Wichtigkeit der Kunst eine merkwürdige Stelle gefunden, die mir jetzt lebhaft ins Gemüth kommt. Denn es behauptet dieser Mann irgendwo ganz dreist und ausdrücklich, daß nächst der Theo-

logie, unter allen Wissenschaften und Künsten des menschlichen Geistes, die Musik den ersten Platz einnehme. Und ich muß offenherzig bekennen, daß dieser kühne Ausspruch meine Blicke sehr auf den ausgezeichneten Mann hingerichtet hat. Denn die Seele, aus welcher ein solcher Ausspruch kommen konnte, mußte für die Kunst grade diejenige tiefe Verehrung empfinden, welche, ich weiß nicht woher, in so wenigen Gemüthern wohnt, und welche, nach meinem Bedünken, doch so sehr natürlich und so bedeutend ist.

Wenn nun die Kunst, (ich meine, ihr Haupt- und wesentlicher Theil,) wirklich von solcher Wichtigkeit ist; so ist es sehr unwürdig und leichtsinnig, sich von den sprechenden und lehrreichen Menschenfiguren unsers alten Albrecht Dürers hinwegzuwenden, weil sie nicht mit der gleißenden äußeren Schönheit, welche die heutige Welt für das Einzige und Höchste in der Kunst hält, ausgestattet sind. Es verräth nicht ein ganz gesundes und reines Gemüth, wenn sich Jemand vor einer geistlichen Betrachtung, welche an sich triftig und eindringend ist, die Ohren zuhält, weil der Redner seine Worte nicht in zierlicher Ordnung stellet, oder weil er eine üble fremde Aussprache, oder ein schlechtes Spiel mit Händen an sich hat. Hindern mich aber dergleichen Gedanken, diese äußere, und so zu sagen, bloß körperliche Schönheit der Kunst, wo ich sie

finde, nach Verdienst zu schätzen und zu bewundern?

Auch wird dir das, mein geliebter Albrecht Dürer, als ein grober Verstoß angerechnet, daß du deine Menschenfiguren nur so bequem neben einander hinstellst, ohne sie künstlich durch einander zu verschränken, daß sie ein methodisches Gruppo bilden. Ich liebe dich in dieser deiner unbefangenen Einfalt und hefte mein Auge unwillkührlich zuerst auf die Seele und tiefe Bedeutung deiner Menschen, ohne daß mir dergleichen Tadelsucht nur in den Sinn kommt. Viele Personen aber scheinen von derselben, wie von einem bösen, quälenden Geiste, so geplagt, daß sie dadurch zu verachten und zu verhöhnen angereitzt werden, ehe sie ruhig betrachten können, — und am allerwenigsten über die Schranken der Gegenwart sich in die Vorzeit hinüberzusetzen vermögen. Gern will ich euch zugeben, ihr eifrigen Neulinge, daß ein junger Schüler jetzt klüger und gelehrter von Farben, Licht und Zusammenfügung der Figuren reden mag, als der alte Dürer es verstand; spricht aber sein eigener Geist aus dem Knaben, oder nicht vielmehr die Kunstweisheit und Erfahrung der vergangenen Zeiten? Die eigentliche, innere Seele der Kunst fassen nur einzelne auserwählte Geister auf einmahl, mag auch schon die Führung des Pinsels noch sehr mangelhaft seyn; alle die Außenwerke der Kunst hingegen wer-

den nach und nach, durch Erfindung, Uebung und Nachdenken zur Vollkommenheit gebracht. Es ist aber eine schnöde und betrauernswehrte Eitelkeit, die das Verdienst der Zeiten ihrem eigenen schwachen Haupte zur Krone aufsetzt, und ihre Nichtigkeit unter erborgtem Glanze verstecken will. Hinweg, ihr weisen Knaben, von dem alten Künstler von Nürnberg! — und daß keiner verspottend ihn zu richten sich vermesse, der noch kindisch darüber naserümpfen kann, daß er nicht Tizian und Correggio zu Lehrmeistern hatte, oder daß man zu seiner Zeit so seltsame altfränkische Kleider trug!

Denn auch um deßwillen wollen die heutigen Lehrer ihn, so wie manchen andern guten Mahler seines Jahrhunderts, nicht schön und edel nennen, weil sie die Geschichte aller Völker, und wohl selbst die geistlichen Historien unserer Religion in die Tracht ihrer Zeiten kleiden. Allein ich denke dabey, wie doch ein jeder Künstler, der die Wesen vergangener Jahrhunderte durch seine Brust gehen läßt, sie mit dem Geist und Athem seines Alters beleben muß; und wie es doch billig und natürlich ist, daß die Schöpfungskraft des Menschen alles Fremde und Entfernte, und also auch selbst die himmlischen Wesen, sich liebend nahe bringt, und in die wohlbekannten und geliebten seiner Welt und seines Gesichtskreises hüllt.

Als Albrecht den Pinsel führte, da war der

Deutsche auf dem Völkerschauplatz unsers Welttheils noch ein eigenthümlicher und ausgezeichneter Charakter von festem Bestand; und seinen Bildern ist nicht nur in Gesichtsbildung und im ganzen Aeußeren, sondern auch im inneren Geiste, dieses ernsthafte, grade und kräftige Wesen des deutschen Charakters, treu und deutlich eingeprägt. In unsern Zeiten ist dieser bestimmte deutsche Charakter und eben so die deutsche Kunst, verloren gegangen. Der junge Deutsche lernt die Sprachen aller Völker Europa's, und soll prüfend und richtend aus dem Geiste aller Nationen Nahrung ziehen; — und der Schüler der Kunst wird belehrt, wie er den Ausdruck Raphaels, und die Farben der venezianischen Schule, und die Wahrheit der Niederländer, und das Zauberlicht des Corregio, alles zusammen nachahmen, und auf diesem Wege zur alles übertreffenden Vollkommenheit gelangen solle. — O traurige Afterweisheit! O blinder Glaube des Zeitalters, daß man jede Art der Schönheit, und jedes Vorzügliche aller großen Künstler der Erde, zusammensetzen, und durch das Betrachten aller, und das Erbetteln von ihren mannigfachen großen Gaben, ihrer aller Geist in sich vereinigen, und sie alle besiegen könne! — Die Periode der eigenen Kraft ist vorüber; man will durch ärmliches Nachahmen und klügelndes Zusammensetzen das versagende Talent erzwingen, und kalte, geleckte, charakterlose

Werke sind die Frucht. — Die deutsche Kunst war ein frommer Jüngling in den Ringmauern einer kleinen Stadt unter Blutsfreunden häuslich erzogen; — nun sie älter ist, ist sie zum allgemeinen Weltmanne geworden, der mit den kleinstädtischen Sitten zugleich sein Gefühl und sein eigenthümliches Gepräge von der Seele weggewischt hat.

Ich möchte um Alles nicht, daß der zauberhafte Correggio, oder der prächtige Paolo Veronese, oder der gewaltige Buonarotti, eben so gemahlt hätten als Raphael. Und eben auch stimme ich keinesweges in die Redensarten derer mit ein, welche sprechen: »Hätte Albrecht Dürer nur in Rom eine zeitlang gehauset, und die ächte Schönheit und das Idealische vom Raphael abgelernt, so wäre er ein großer Mahler geworden; man muß ihn bedauern, und sich nur wundern, wie er es in seiner Lage noch so weit gebracht hat.« Ich finde hier nichts zu bedauern, sondern freue mich, daß das Schicksal dem deutschen Boden an diesem Manne einen ächtvaterländischen Mahler gegönnt hat. Er würde nicht er selber geblieben seyn; sein Blut war kein italienisches Blut. Er war für das Idealische und die erhabene Hoheit eines Raphaels nicht geboren; er hatte daran seine Lust, uns die Menschen zu zeigen, wie sie um ihn herum wirklich waren, und es ist ihm gar trefflich gelungen.

Dennoch aber fiel es mir, als ich in meinen

jüngern Jahren die ersten Gemählde von Raphael sowohl, als von dir, mein geliebter Dürer, in einer herrlichen Bildergallerie sah, wunderbar in den Sinn, wie unter allen andern Mahlern, die ich kannte, diese beyden eine ganz besonders nahe Verwandtschaft zu meinem Herzen hätten. Bey beyden gefiel es mir so sehr, daß sie so einfach und gerade, ohne die zierlichen Umschweife anderer Mahler, uns die Menschheit in voller Seele, so klar und deutlich vor Augen stellen. Allein ich getraute mich damahls nicht, meine Meinung Jemanden zu entdecken, weil ich glaubte, daß jeder mich verlachen würde, und wohl wußte, daß die Mehresten in dem alten deutschen Mahler nichts als etwas sehr Steifes und Trockenes erkennen. Ich war indeß an dem Tage, da ich jene Bildergallerie gesehen hatte, so voll von diesem neuen Gedanken, daß ich damit einschlief, und mir in der Nacht ein entzückendes Traumgesicht vorkam, welches mich noch fester in meinem Glauben bestärkte. Es dünkte mich nähmlich, als wenn ich, nach Mitternacht, von dem Gemach des Schlosses, worin ich schlief, durch die dunklen Säle des Gebäudes, ganz allein mit einer Fackel nach der Bildergallerie zuginge. Als ich an die Thür kam, hörte ich darin ein leises Gemurmel; — ich öffnete sie, — und plötzlich fuhr ich zurück, denn der ganze große Saal war von einem seltsamen Lichte erleuchtet, und vor mehreren Gemählden standen ihre ehr-

würdigen Meister in leibhafter Gestalt da, und in ihrer alten Tracht, wie ich sie in Bildnissen gesehen hatte. Einer von ihnen, denn ich nicht kannte, sagte mir, daß sie manche Nacht vom Himmel herunterstiegen, und hier und dort auf Erden in Bildersälen bey der nächtlichen Stille umherwankten, und die noch immer geliebten Werke ihrer Hand betrachteten. Viele italienischen Mahler erkannt' ich; von Niederländern sah ich sehr wenige. Ehrfurchtsvoll ging ich zwischen ihnen durch; — und siehe! da standen, abgesondert von allen, Raphael und Albrecht Dürer, Hand in Hand, leibhaftig vor meinen Augen, und sahen in freundlicher Ruhe schweigend ihre zusammenhängenden Gemählde an. Den göttlichen Raphael anzureden hatte ich nicht den Muth: eine heimliche ehrerbiethige Furcht verschloß mir die Lippen. Aber meinen Albrecht wollte ich so eben begrüßen, und meine Liebe vor ihm ausschütten; — allein in dem Augenblick verwirrte sich mit einem Getöse Alles vor meinen Augen, und ich erwachte mit heftiger Bewegung.

Dieses Traumgesicht hatte meinem Gemüth innige Freude gemacht, und diese ward noch vollkommener, als ich bald nachher in dem alten Vasari las, wie die beyden herrlichen Künstler auch bey ihren Lebzeiten wirklich, ohne sich zu kennen, durch ihre Werke Freunde gewesen, und wie die redlichen und treuen Arbeiten des alten Deutschen

vom Raphael mit Wohlgefallen angesehen wären, und er sie seiner Liebe nicht unwerth geachtet hätte.

Das aber kann ich freylich nicht verschweigen, daß mir nachher bey den Werken der beyden Mahler immer so wie in jenem Traum zu Muthe war, daß ich nähmlich bey denen des Albrecht Dürer wohl manchmahl mich daran versuchte, ihr ächtes Verdienst jemand zu erklären, und über ihre Vortrefflichkeiten mich in Worte auszubreiten wagte; bey den Werken Raphaels aber, immer von der himmlischen Schönheit so überfüllt und bedrängt ward, daß ich nicht wohl darüber reden, noch jemanden deutlich auseinandersetzen konnte, woraus mir überall das Göttliche hervorleuchte.

Aber ich will jetzt meine Blicke von dir nicht abwenden, mein Albrecht. Vergleichung ist ein gefährlicher Feind des Genusses; auch die höchste Schönheit der Kunst übt nur dann, wie sie soll, ihre volle Gewalt an uns aus, wenn unser Auge nicht zugleich seitwärts auf andere Schönheit blickt. Der Himmel hat seine Gaben unter die großen Künstler der Erde so vertheilet, daß wir durchaus genöthiget werden, vor einem jeglichen stille zu stehen, und jeglichem seinen Antheil unsrer Verehrung zu opfern.

Nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen: — auch unter Spitzgewölben, kraus-verzierten Ge-

bäuden und gothischen Thürmen, wächst wahre Kunst hervor.

Friede sey mit deinen Gebeinen, mein Albrecht Dürer! Und möchtest du wissen, wie ich dich lieb habe, und hören, wie ich unter der heutigen, dir fremden Welt, der Herold deines Nahmens bin. — Gesegnet sey mir deine goldene Zeit, Nürnberg! die einzige Zeit, da Deutschland eine eigene vaterländische Kunst zu haben sich rühmen konnte. — Aber die schönen Zeitalter ziehen über die Erde hinweg, und verschwinden, wie glänzende Wolken über das Gewölbe des Himmels wegziehen. Sie sind vorüber, und ihrer wird nicht gedacht; nur wenige rufen sie aus innerer Liebe in ihr Gemüth zurück, aus bestäubten Büchern, und bleibenden Werken der Kunst.

8.

Von
zwey wunderbaren Sprachen
und
deren geheimnißvoller Kraft.

Die Sprache der Worte ist eine große Gabe des Himmels, und es war eine ewige Wohlthat des Schöpfers, daß er die Zunge des ersten Menschen löste, damit er alle Dinge, die der Höchste um ihn her in die Welt gesetzt, und alle geistigen Bilder, die er in seine Seele gelegt hatte, nennen, und seinen Geist in dem mannigfaltigen Spiele mit diesem Reichthum von Nahmen üben konnte. Durch Worte herrschen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das über uns schwebt, ziehen Worte nicht in unser Gemüth herab.

Die irdischen Dinge haben wir in unsrer Hand, wenn wir ihre Nahmen aussprechen; — aber wenn

wir die Allgüte Gottes, oder die Tugend der Heiligen nennen hören, welches doch Gegenstände sind, die unser ganzes Wesen ergreifen sollten, so wird allein unser Ohr mit leeren Schallen gefüllt, und unser Geist nicht, wie es sollte, erhoben.

Ich kenne aber zwey wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht, so viel es nähmlich, (um nicht verwegen zu sprechen) sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserm Inneren, als durch die Hülfe der Worte; sie bewegen auf einmahl, auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen, und drängen sich in jede Nerve und jeden Blutstropfen, der uns angehört. Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meine: die Natur und die Kunst. —

Seit meiner frühen Jugend her, da ich den Gott der Menschen zuerst aus den uralten heiligen Büchern unserer Religion kennen lernte, war mir die Natur immer das gründlichste und deutlichste Erklärungsbuch über sein Wesen und seine Eigenschaften. Das Säuseln in den Wipfeln des Waldes und das Rollen des Donners, haben mir geheimnißvolle Dinge von ihm erzählet, die ich in

Worten nicht aufsetzen kann. Ein schönes Thal, von abenteuerlichen Felsengestalten umschlossen, oder ein glatter Fluß, worin gebeugte Bäume sich spiegeln, oder eine heitere grüne Wiese von dem blauen Himmel beschienen, — ach diese Dinge haben in meinem inneren Gemüthe mehr wunderbare Regungen zuwege gebracht, haben meinen Geist von der Allmacht und Allgüte Gottes inniger erfüllt, und meine ganze Seele weit mehr gereinigt und erhoben, als es je die Sprache der Worte vermag. Sie ist, dünkt mich, ein allzu irdisches und grobes Werkzeug, um das Unkörperliche wie das Körperliche damit zu handhaben.

Ich finde hier einen großen Anlaß, die Macht und Güte des Schöpfers zu preisen. Er hat um uns Menschen eine unendliche Menge von Dingen umhergestellt, wovon jedes ein anderes Wesen hat, und wovon wir keines verstehen und begreifen. Wir wissen nicht, was ein Baum ist; nicht, was eine Wiese, nicht, was ein Felsen ist; wir können nicht in unserer Sprache mit ihnen reden; wir verstehen nur uns untereinander. Und dennoch hat der Schöpfer in das Menschenherz eine solche wunderbare Sympathie zu diesen Dingen gelegt, daß sie demselben, auf unbekannten Wegen, Gefühle, oder Gesinnungen, oder wie man es nennen mag, zuführen, welche wir nie durch die abgemessensten Worte erlangen.

Die Weltweisen sind, aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit, irre gegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken, und unter die irdischen Dinge, in irdische Beleuchtung stellen wollen, und die dunkeln Gefühle von denselben, mit kühner Verfechtung ihres Rechtes, aus ihrer Brust verstoßen. — Vermag der schwache Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubt er verwegen ans Licht ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckt? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmüthig von sich weisen? — Ich ehre sie in tiefer Demuth; denn es ist große Gnade von Gott, daß er uns diese ächten Zeugen der Wahrheit herabgesendet. Ich falte die Hände und bethe an. —

Die Kunst ist eine Sprache ganz anderer Art, als die Natur; aber auch ihr ist, durch ähnliche dunkle und geheime Wege, eine wunderbare Kraft auf das Herz des Menschen eigen. Sie redet durch Bilder der Menschen, und bedienet sich also einer Hieroglyphenschrift, deren Zeichen wir dem Äußern nach kennen und verstehen. Aber sie schmelzt das Geistige und Unsinnliche, auf eine so rührende und bewundernswürdige Weise, in die sichtbaren Gestalten hinein, daß wiederum unser ganzes Wesen, und alles, was an uns ist, von Grund auf bewegt und erschüttert wird. Manche Gemählde aus der Lei-

densgeschichte Christi, oder von unsrer heiligen Jungfrau, oder aus der Geschichte der Heiligen, haben, ich darf es wohl sagen, mein Gemüth mehr gesäubert, und meinem inneren Sinne tugendseligere Gesinnungen eingeflößet, als Systeme der Moral und geistliche Betrachtungen. Ich denke unter andern noch mit Inbrunst an ein über alles herrlich gemahltes Bild unsers heiligen Sebastian, wie er nackt an einen Baum gebunden steht, ein Engel ihm die Pfeile aus der Brust zieht, und ein anderer Engel vom Himmel einen Blumenkranz für sein Haupt bringt. Diesem Gemählde verdanke ich sehr eindringliche und haftende christliche Gesinnungen, und ich kann mir jetzt kaum dasselbe lebhaft vorstellen, ohne daß mir die Thränen in die Augen kommen.

Die Lehren der Weisen setzen nur unser Gehirn, nur die eine Hälfte unseres Selbst, in Bewegung; aber die zwey wunderbaren Sprachen, deren Kraft ich hier verkündige, rühren unsre Sinne sowohl als unsern Geist; oder vielmehr scheinen dabey, (wie ich es nicht anders ausdrücken kann) alle Theile unsers (uns unbegreiflichen) Wesens zu einem einzigen, neuen Organ zusammenzuschmelzen, welches die himmlischen Wunder, auf diesem zwiefachen Wege, faßt und begreift.

Die eine der Sprachen, welche der Höchste selber von Ewigkeit zu Ewigkeit fortredet, die ewig lebendige, unendliche Natur, ziehet uns durch die

weiten Räume der Lüfte unmittelbar zu der Gottheit hinauf. Die K u n st aber, die, durch sinnreiche Zusammensetzungen von gefärbter Erde und etwas Feuchtigkeit, die menschliche Gestalt in einem engen, begränzten Raume, nach innerer Vollendung strebend, nachahmt, (eine Art von Schöpfung, wie sie sterblichen Wesen hervorzubringen vergönnt ward) — sie schließt uns die Schätze in der menschlichen Brust auf, richtet unsern Blick in unser Inneres, und zeigt uns das Unsichtbare, ich meine alles, was edel, groß und göttlich ist, in menschlicher Gestalt. —

Wenn ich aus dem Gottgeweiheten Tempel unsers Klosters von der Betrachtung Christi am Kreuz, ins Freye hinaustrete, und der Sonnenschein vom blauen Himmel mich warm und lebendig umfängt, und die schöne Landschaft mit Bergen, Gewässer und Bäumen mein Auge rührt: so sehe ich eine eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und fühle auf eigene Weisen große Dinge in meinem Inneren sich erheben. — Und wenn ich aus dem Freyen wieder in den Tempel trete, und das Gemählde von Christo am Kreuze mit Ernst und Innigkeit betrachte: so sehe ich wiederum eine andere ganz eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und fühle auf andre, eigene Weise sich große Dinge in meinem Inneren erheben. —

Die Kunst stellet uns die höchste menschliche Vollendung dar. Die Natur, so viel davon ein

sterbliches Auge sieht, gleichet abgebrochenen Orakelsprüchen aus dem Munde der Gottheit. Ist es aber erlaubt, also von dergleichen Dingen zu reden, so möchte man vielleicht sagen, daß Gott wohl die ganze Natur oder die ganze Welt auf ähnliche Art, wie wir ein Kunstwerk, ansehen möge.

9.

Von den Seltsamkeiten des alten Mahlers Piero di Cosimo, aus der Florentinischen Schule.

Die Natur, die ewig ämsige Arbeiterinn, fertigt, mit immer geschäftigen Händen, Millionen Wesen alles Geschlechtes, und wirft sie ins irdische Leben hinein. Mit leichtem, spielendem Scherze mischt sie, ohne hinzusehen, die Stoffe, wie sie sich nun schicken mögen, auf mannigfache Weise zusammen, und überläßt ein jedes Wesen, das ihrer Hand entfällt, seiner Lust und seiner Qual. Und eben so wie sie manchmahl in den Reichen des Leblosen muthwillig seltsame und monströse Gestalten unter die Menge wirft; so bringt sie auch unter den Menschen alle Jahrhunderte einige Seltenheiten hervor, welche sie zwischen Tausende gewöhnlicher Art versteckt. Aber diese seltsamen Geister vergehen gleich den allergemeinsten; die wißbegierige Nachwelt sam-

melt aus Schriften die einzeln gestammelten Laute zusammen, die sie uns schildern sollen; allein wir gewinnen kein faßliches Bild, und lernen sie niemahls völlig verstehen. Konnten doch auch die, welche sie mit Augen sahen, sie nicht völlig begreifen, ja sie begriffen sich selber kaum. Wir können sie, wie im Grunde Alles in der Welt, nur bloß mit leerer Verwunderung betrachten. —

Diese Gedanken sind bey mir rege geworden, indem ich in den Historien der alten Mahler auf den wunderbaren Piero di Cosimo gestoßen bin. Die Natur hatte sein Inneres mit einer immer gährenden Phantasie erfüllt, und seinen Geist mit schweren und düstern Gewitterwolken bezogen, so daß sein Gemüth immer in unruhiger Arbeit war, und unter ausschweifenden Bildern umhertrieb, ohne jemahls sich in einfacher und heiterer Schönheit zu spiegeln. Alles an ihm war außerordentlich und ungewöhnlich; die alten Schriftsteller wissen nicht kräftige Worte genug zusammen zu häufen, um uns einen Begriff von dem Unmäßigen und Ungeheuren in seinem ganzen Wesen zu geben. Und doch finden wir bey ihnen nur wenige einzelne, zum Theil sogar unerheblich scheinende Züge aufgezeichnet, welche uns den Abgrund seiner Seele keinesweges gründlich kennen lehren, noch zu einem vollendeten, harmonischen Bilde zusammen fließen; aus welchem wir aber den-

noch das Tieferliegende wohl ungefähr ahnden können.

Piero di Cosimo trug schon in seiner Jugend einen lebendigen, immer beweglichen Geist, und eine überfüllte Einbildungskraft in sich herum, wodurch er sich früh vor seinen Mitschülern auszeichnete. Seine Seele erfreute sich nie, still auf einem Gedanken oder einem Bilde zu ruhen; immer zog ein Schwarm von fremden, seltsamen Ideen durch sein Gehirn, und entrückte ihn aus der Gegenwart. Manchmahl, wenn er bey der Arbeit saß, und dabey zugleich etwas erzählte oder auseinandersetzte, hatte ihn seine immer für sich allein umhertummelnde Phantasie unvermerkt auf so entlegene Höhen entführet, daß er auf einmahl stockte, der Zusammenhang der gegenwärtigen Dinge sich vor seinen Augen verwirrte, und er alsdann seine Rede wieder von vorn anheben mußte. Menschliche Gesellschaft war ihm zuwider; am besten gefiel er sich in einer trüben Einsamkeit, wo er in sich gekehrt seine umherschweifenden Einbildungen verfolgte, wohin sie ihn führten. Immer war er allein in einem verschlossenen Gemach, und führte eine ganz eigene Lebensart. Er nährte sich mit immer gleicher einförmiger Speise, die er sich selber, zu jeder Zeit des Tages, da er Lust hatte, bereitete. Er litt nicht, daß sein Zimmer gereinigt ward; auch widersetzte er sich gegen das Beschneiden der Fruchtbäume und

Rebenstöcke in seinem Garten; denn er wollte überall die wilde, gemeine und ungesäuberte Natur sehen, und hatte seine Lust an dem, was andern Sinnen zuwider ist. So hatte er auch einen geheimen Reitz, bey allen Mißgeburten in der physischen Natur, bey allen monströsen Thieren und Pflanzen, lange zu verweilen; er sah sie mit unverrückter Aufmerksamkeit an, um ihre Häßlichkeit recht zu genießen; er wiederhohlte sich ihr Bild nachher immerfort in Gedanken, und konnte es, so widrig es ihm auch am Ende ward, nicht aus dem Kopfe bringen. Von solchen mißgeschaffenen Dingen hatte er nach und nach, mit der schärfsten Ämsigkeit, ein ganzes Buch zusammengezeichnet. Oft auch heftete er seine Augen starr auf alte, befleckte, buntfärbige Mauern, oder auf die Wolken am Himmel, und seine Einbildung ergriff aus allen solchen Spielen der Natur mancherley abenteuerliche Ideen zu wilden Schlachten mit Pferden, oder zu großen Gebirgslandschaften mit fremdartigen Städten. — Große Freude empfand er an einem recht heftigen Platzregen, der von den Dächern herab prasselnd auf das Pflaster stürzte; — dagegen fürchtete er sich wie ein Kind vor dem Donner, und hüllte sich, wenn ein Gewitter am Himmel tobte, eng in seinen Mantel ein, verschloß die Fenster, und kroch in einen Winkel des Hauses, bis es vorüber war. Halb verrückt machte ihn das Schreyen klei-

ner Kinder, das Glockengeläut, und das Singen der Mönche. — In seinen Reden war er bunt und außerordentlich; ja, zuweilen sagte er so vortrefflich = komische Sachen, daß die es hörten, sich vor Lachen nicht halten konnten. In Summa, er war so beschaffen, daß die Leute seiner Zeit ihn für einen höchst verwirrten, und beynahe wahnsinnigen Kopf ausgaben.

Sein Geist, der unaufhörlich, wie siedendes Wasser im Kessel, kochte, und Schaum und Blasen auftrieb, hatte ganz vorzügliche Gelegenheit, sich bey den Mummereyen und muthwilligen Aufzügen, welche zur Zeit des Carnevals in Florenz gehalten wurden, in allerhand neuen und fremden Erfindungen zu zeigen, so daß diese Festlichkeit durch ihn erst eigentlich das ward, was sie vorher nie gewesen war. Unter allen den außerordentlichen und vielbewunderten feyerlichen Aufzügen aber, welche er anordnete, zeichnete sich einer so besonders und eigen aus, daß wir eine kurze Erzählung davon hersetzen wollen. Die Veranstaltungen dazu waren insgeheim gemacht, und ganz Florenz ward also dadurch auf das Äußerste überrascht und erschüttert.

In der bestimmten Nacht nähmlich, indem das Volk, der ausgelassensten Freude Preis gegeben, jauchzend in den Straßen der Stadt umherschwärmte, — ward der Haufen auf einmahl vor Schrecken auseinander gesprengt, und sah sich mit Bestürzung

und Erstaunen um. Es näherte sich durch die dämmernde Nacht, schwer und langsam, ein schwarzer ungeheurer Wagen, von vier schwarzen Büffeln gezogen, und mit Todtenbeinen und weißen Kreuzen bezeichnet, — und auf dem Wagen stolzierte eine mächtig = große Siegergestalt des T o d e s, mit der fürchterlichen Sense bewaffnet, zu deren Füßen lauter Särge auf dem Wagen herumstanden. Aber der langsame Zug hielt an: — und bey dem dumpfen Dröhnen von seltsamen Hörnern, deren banger, schauerlicher Ton Mark und Gebein durchzitterte, — und bey dem zauberhaften Schein entfernter Fackeln, — stiegen, — wobey alles Volk von einem stillen Grauen ergriffen ward, — aus den sich öffnenden Särgen, langsam, weiße Gerippe mit halbem Leibe hervor, setzten sich auf den Sarg, und erfüllten die Luft mit einem finstern, hohlen Gesange, der, von den Hörnertönen durchmischt, das Blut in den Adern gerinnen machte. Sie sangen darin von den Schrecknissen des Todes, und daß alle, die jetzt lebendig sie anschauten, bald auch solche Knochengestalten seyn würden, wie sie. Rings um den Wagen herum, und hinter dem Wagen drängte sich ein großer, verworrener Troß von Todten, mit Larven gleich Todtenschädeln auf dem Haupte, schwarz behangen, mit weißen Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet, und auf hageren Pferden sitzend, — und jeglicher hatte ein Gefolge

von vier andern schwarzen Reitern, mit Fackeln, und einer ungeheuern schwarzen Fahne mit Todtenschädeln und Gebeinen und weißen Kreuzen bezeichnet; — auch von dem Wagen schleppten zehn große schwarze Fahnen herunter; — und während des langsam-schleichenden Zuges sang das ganze Todtenheer, mit dumpf-bebender Stimme, einen Psalm Davids ab. —

Es ist sehr merkwürdig, daß dieser unerwartete Todtenaufzug, so viel Schrecken er auch anfangs verbreitete, doch von ganz Florenz mit dem größten Wohlgefallen betrachtet ward. Schmerzliche und widrige Empfindungen greifen mit Macht durch die Seele, halten sie fest, und zwingen sie gleichsam zur Theilnahme und zum Behagen; und wenn sie überdieß mit einem gewissen poetischen Schwunge die Phantasie anfallen und aufregen, so können sie das Gemüth in einer hohen und begeisterten Spannung erhalten. Daneben möcht' ich auch noch sagen, daß solchen ausgezeichneten Geistern, wie dieser Piero di Cosimo war, vom Himmel eine wunderbare geheime Gewalt eingepflanzt zu seyn scheint, durch die fremden und außerordentlichen Dinge, welche sie thun, die Köpfe, auch des gemeinen großen Haufens, einzunehmen. —

Obwohl Piero von seiner unruhigen finstern Phantasie unaufhörlich geneckt, umhergejagt und ermüdet ward; so hatte der Himmel ihm doch ein

hohes Alter beschieden; ja, wie er dem achtzigsten Jahre nahe kam, ward sein Geist von immer wilderen Phantastereyen verfolgt. Er quälte sich bey der großen körperlichen Schwäche und allem Elend des Alters dennoch immer für sich allein, und wies alle Gesellschaft und mitleidige Hülfe ungestüm von sich. Dann wollte er noch arbeiten, und konnte doch nicht, weil ihm die Hände gelähmt waren und beständig zitterten; dann kam er in die äußerste Bosheit, und wollte seinen Händen Gewalt anthun; aber indem er so ergrimmt für sich murmelte, fiel ihm wieder der Mahlerstock oder gar der Pinsel auf die Erde, daß es ein Jammer anzusehen war. Er konnte sich mit dem Schatten zanken, und über eine Fliege in Zorn gerathen. Daß er seinem Ende nahe wäre, wollte er noch immer nicht glauben. Er redete sehr viel davon, was es für ein Elend sey, wenn eine langsame Krankheit mit tausend Martern den Körper recht nach und nach aufzehre, daß ein Blutstropfen nach dem andern absterbe. Er fluchte auf Ärzte, Apotheker und Krankenwärter, und beschrieb, was es fürchterlich sey, wenn einem nicht Speise, nicht Schlaf gegönnt werde, wenn man sein Testament machen müßte, wenn man die Anverwandten um das Bett herum weinen sähe. Dagegen pries er denjenigen glücklich, der auf dem Hochgericht mit *einem* Streich aus der Welt gehe; und was es schön wäre, vor so vielem Volk, und

unter den Tröstungen und Gebethen des Priesters und den Fürbitten von Tausenden, zu den Engeln im Paradiese hinaufzusteigen. In solchen Gedanken schwärmte er unaufhörlich fort: — bis man endlich eines Morgens, ganz unerwartet, ihn unten an der Treppe in seinem Hause todt liegen fand. —

Dieß sind die sonderbaren Züge von dem Geiste dieses Mahlers, welche ich dem Giorgio Vasari treulich nacherzählt habe. Was ihn als Mahler betrifft, so berichtet uns derselbe Autor von ihm, daß er am liebsten wilde Bacchanale und Orgia, fürchterliche Ungeheuer, oder sonst irgend schreckhafte Vorstellungen gemahlt habe; rühmt ihn indeß wegen des höchst mühseligen und eigensinnigen Fleißes in seinen Bildern. Wie denn derselbe Vasari, in dem Leben eines andern ebenfalls schwermüthigen Mahlers *), die Bemerkung macht, daß dergleichen tiefsinnige und melancholische Geister sich oftmahls durch eine besondere, eiserne Geduld und Ämsigkeit im Arbeiten auszuzeichnen pflegten.

Dem sey nun wie ihm wolle, so kann ich nicht glauben, daß dieser Piero di Cosimo ein wahrhaft-ächter Künstlergeist gewesen sey. Ich finde zwar eine gewisse Übereinstimmung zwischen ihm und dem großen Leonardo da Vinci, (welchen jener auch in der Mahlerey sich zum Muster

*) Nähmlich des Florentiners Giovanni Antonio Sogliani.

nahm;) denn beyde wurden von einem immer lebendigen, vielsinnigen Geiste umhergetrieben, — jener aber in finstre Wolkenregionen der Luft, — dieser unter die ganze wirkliche Natur und unter das ganze Gewimmel der Erde.

Der Künstlergeist soll, wie ich meine, nur ein brauchbares Werkzeug seyn, die ganze Natur in sich zu empfangen, und, mit dem Geiste des Menschen beseelt, in schöner Verwandlung wiederzugebähren. Ist er aber aus innerem Instinkte, und aus überflüssiger, wilder und üppiger Kraft, ewig für sich in unruhiger Arbeit: so ist er nicht immer ein geschicktes Werkzeug, — vielmehr möchte man dann ihn selber eine Art von Kunstwerk der Schöpfung nennen.

In dem tobenden und schäumenden Meere spiegelt sich der Himmel nicht; — der klare Fluß ist es, worin Bäume und Felsen und die ziehenden Wolken und alle Gestirne des Firmamentes sich wohlgefällig beschauen. —

10.

Wie und auf welche Weise man die Werke der großen Künstler der Erde eigentlich betrachten und zum Wohl seiner Seele gebrauchen müsse.

Immerfort höre ich die kindische und leichtsinnige Welt klagen, daß Gott nur so wenige recht große Künstler auf die Erde gesetzt habe; ungeduldig starrt der gemeine Geist in die Zukunft, ob der Vater der Menschen nicht bald einmahl ein neues Geschlecht von hervorglänzenden Meistern werde auferstehen lassen. Ich sage euch aber, es hat die Erde der vortrefflichen Meister nicht zu wenige getragen; ja es sind ihrer einige so beschaffen, daß ein sterbliches Wesen sein ganzes Leben hindurch an einem einzelnen zu schauen und zu begreifen hat; aber wahrlich! viel, viel zu wenige sind derer, welche die Werke dieser (aus edlerem Thone geformten) Wesen, innig zu verstehen, und, (was dasselbe ist) inniglich zu verehren im Stande sind.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bildersäle werden betrachtet als Jahrmärkte, wo man neue Waaren im Vorübergehen beurtheilt, lobt und verachtet; und es sollten Tempel seyn, wo man in stiller und schweigender Demuth, und in herzerhebender Einsamkeit, die großen Künstler, als die höchsten unter den Irdischen, bewundern, und mit der langen, unverwandten Betrachtung ihrer Werke, in dem Sonnenglanze der entzückendsten Gedanken und Empfindungen sich erwärmen möchte.

Ich vergleiche den Genuß der edleren Kunstwerke dem Gebeth. Der ist dem Himmel nicht wohlgefällig, welcher zu ihm redet, um nur der täglichen Pflicht entledigt zu werden, Worte ohne Gedanken herzählt, und seine Frömmigkeit prahlend nach den Kugeln seines Rosenkranzes abmißt. Der aber ist ein Liebling des Himmels, welcher mit demüthiger Sehnsucht auf die auserwählten Stunden harrt, da der milde himmlische Strahl freywillig zu ihm herabfährt, die Hülle irdischer Unbedeutenheit, mit welcher gemeiniglich der sterbliche Geist überzogen ist, spaltet, und sein edleres Innere auflöst und auseinanderlegt; dann kniet er nieder, wendet die offene Brust in stiller Entzückung gegen den Himmelsglanz, und sättiget sie mit dem ätherischen Licht; dann steht er auf, froher und wehmüthiger, volleren und leichteren Herzens, und legt seine Hand an ein großes gutes Werk. — Das ist die wahre Meinung, die ich vom Gebethe hege.

Eben so nun, meine ich, müsse man mit den Meisterstücken der Kunst umgehen, um sie würdiglich zum Heil seiner Seele zu nutzen. Es ist frevelhaft zu nennen, wenn Jemand in einer irdischen Stunde, von dem schallenden Gelächter seiner Freunde hinwegtaumelt, um in einer nahen Kirche aus Gewohnheit, einige Minuten mit Gott zu reden. Ein ähnlicher Frevel ist es, in einer solchen Stunde die Schwelle des Hauses zu betreten, wo die bewundernswürdigsten Schöpfungen, die von Menschenhänden hervorgebracht werden konnten, als eine stille Kundschaft von der Würde dieses Geschlechtes, für die Ewigkeit aufbewahrt werden. Harret, wie beym Gebeth, auf die seligen Stunden, da die Gunst des Himmels euer Inneres mit höherer Offenbarung erleuchtet; nur dann wird eure Seele sich mit den Werken der Künstler zu Einem Ganzen vereinigen. Ihre Zaubergestalten sind stumm und verschlossen, wenn ihr sie kalt anseht; euer Herz muß sie zuerst mächtiglich anreden, wenn sie sollen zu euch sprechen, und ihre ganze Gewalt an euch versuchen können.

Kunstwerke passen in ihrer Art so wenig, als der Gedanke an Gott in den gemeinen Fortfluß des Lebens; sie gehen über das Ordentliche und Gewöhnliche hinaus, und wir müssen uns mit vollem Herzen zu ihnen erheben, um sie in unsern, von den Nebeln der Atmosphäre allzuoft getrübten Au-

gen, zu dem zu machen, was sie, ihrem hohen Wesen nach, sind.

Buchstaben lesen kann ein Jeglicher lernen; von gelehrten Chroniken kann ein Jeglicher sich die Historien vergangener Zeiten erzählen lassen, und sie wieder erzählen; auch kann ein Jeglicher das Lehrgebäude einer Wissenschaft studieren, und Sätze und Wahrheiten fassen; — denn, Buchstaben sind nur dazu da, daß das Auge ihre Form erkenne; und Lehrsätze und Begebenheiten sind nur so lange ein Gegenstand unsrer Beschäftigung, als das Auge des Geistes daran arbeitet, sie zu fassen und zu erkennen; sobald sie unser eigen sind, ist die Thätigkeit unsers Geistes zu Ende, und wir weiden uns dann nur, so oft es uns behagt, an einem trägen und unfruchtbaren Überblick unsrer Schätze. — Nicht also bey den Werken herrlicher Künstler. Sie sind nicht darum da, daß das Auge sie sehe; sondern darum, daß man mit entgegenkommendem Herzen in sie hineingehe, und in ihnen lebe und athme. Ein köstliches Gemählde ist nicht ein Paragraph eines Lehrbuchs, den ich, wenn ich mit kurzer Mühe die Bedeutung der Worte herausgenommen habe, als eine unnütze Hülse liegen lasse: vielmehr währt bey vortrefflichen Kunstwerken der Genuß immer, ohne Aufhören, fort. Wir glauben immer tiefer in sie einzudringen, und dennoch regen sie unsere Sinne immer von neuem auf, und wir sehen

keine Gränze ab, da unsre Seele sie erschöpft hätte. Es flammt in ihnen ein wenig brennendes Lebensöhl, welches nie vor unsern Augen verlischt.

Mit Ungeduld fliege ich über den ersten Anblick hinweg; denn die Überraschung des Neuen, welche manche nach immer abwechselnden Vergnügungen haschende Geister wohl zum Hauptverdienste der Kunst erklären wollen, hat mir von jeher ein nothwendiges Übel des ersten Anschauens geschienen. Der ächte Genuß erfordert eine stille und ruhige Fassung des Gemüths, und äußert sich nicht durch Ausrufungen und Zusammenschlagen der Hände, sondern allein durch innere Bewegungen. Es ist mir ein heiliger Feyertag, an welchem ich mit Ernst und mit vorbereitetem Gemüth an die Betrachtung edler Kunstwerke gehe; ich kehre oft und unaufhörlich zu ihnen zurück, sie bleiben meinem Sinne fest eingeprägt, und ich trage sie, so lange ich auf Erden wandle, in meiner Einbildungskraft, zum Trost und zur Erweckung meiner Seele, gleichsam als geistige Amulete mit mir herum, und werde sie mit ins Grab nehmen.

Wessen feinere Nerven einmahl beweglich, und für den geheimen Reitz, der in der Kunst verborgen liegt, empfänglich sind, dessen Seele wird oft da, wo ein anderer gleichgültig vorübergeht, innig gerührt; er wird des Glückes theilhaftig, in seinem Leben häufigere Anlässe zu einer heilsamen Bewe-

gung und Aufregung seines Inneren zu finden. Ich bin mir bewußt, daß öfters, wenn ich, (mit anderen Gedanken beschäftigt,) durch irgend ein schönes und großes Säulenportal ging, die mächtigen, majestätischen Säulen mit ihrer lieblichen Erhabenheit, unwillkührlich meine Blicke zu sich wendeten, und mein Inneres mit einer eigenen Empfindung erfüllten, daß ich mich innerlich vor ihnen beugte, und mit aufgelöstem Herzen und mit reicherer Seele weiter ging.

Das Hauptsächlichste ist, daß man nicht mit verwegenem Muth über den Geist erhabener Künstler sich hinwegzuschwingen, und auf sie herabsehend, sie zu richten sich vermesse, ein thörichtes Unternehmen des eiteln Stolzes der Menschen. Die Kunst ist über dem Menschen: wir können die herrlichen Werke ihrer Geweiheten nur bewundern und verehren, und, zur Auflösung und Reinigung aller unserer Gefühle, unser ganzes Gemüth vor ihnen aufthun.

11.

Die Größe des Michel' Angelo Buonarotti.

Wohl ein jeglicher Mensch, der ein fühlendes und liebendes Herz in seiner Brust trägt, hat im Reiche der Kunst irgend einen besondern Lieblingsgegenstand; und so habe auch ich den meinigen, zu welchem mein Geist sich oft unwillkührlich, wie die Sonnenblume zur Sonne, hinwendet. Denn öfters, wenn ich in meiner Einsamkeit betrachtend da sitze, so ist es, als stände hinter mir ein guter Engel, der mir unversehens die Säkula der alten Mahler von Italien, wie ein großes, fruchtreiches, episches Gedicht mit einer gedrängten Schar lebendiger Figuren vor meinen Augen aufsteigen ließe. Immer von neuem zeigt sich mir diese herrliche Erscheinung, und immer von neuem wird mein Blut dabey auf das innigste erwärmt. Es ist doch eine köstliche Gabe, die der Himmel uns verliehen hat, zu lieben und zu verehren; dieses Gefühl schmelzt unser ganzes Wesen um, und bringt das wahre Gold daraus zu Tage.

Mein Blick fällt dieß Mahl auf den großen Michel' Angelo Buonarotti, einen Mann,

über welchen schon so mancher seine unbehülfliche Verwunderung, oder seinen vorwitzigen Hohn und Tadel vorgebracht hat. Ich kann aber nicht mit vollerem Herzen von ihm zu reden anheben, als es sein Freund und Landsmann, Giorgio Vasari in dem Eingange zu seiner Lebensbeschreibung gethan hat, welcher von Wort zu Wort also lautet:

»Während daß so viele sinnreiche und vortreffliche Köpfe, nach den Vorschriften des berühmten Giotto und seiner Nachfolger der Welt Proben von dem Talente zu zeigen strebten, welches durch den wohlthätigen Einfluß der Gestirne und durch die glückliche Complexion ihrer Geisteskräfte in ihrem Innern erzeugt war, und sich alle beeiferten, durch die Vortrefflichkeit der Kunst die Herrlichkeit der Natur nachzuahmen, um so viel möglich den höchsten Gipfel der Wissenschaft, welchen man wohl ausschließlich »Erkenntniß« nennen mag, zu erreichen, obwohl all' ihr Ringen vergeblich war; — unterdessen wandte der gütige Regierer aller Dinge sein Auge gnädiglich auf die Erde hin, und indem er nun wahrnahm all' die eitle Anstrengung so unendlich vieler mühseliger Versuche, die unabläßigheiße Lernbegier ohne die geringsten Früchte, und die eingebildeten Meinungen der Menschen, so entfernt von der Wahrheit, als Finsterniß vom Licht; — da beschloß er, um uns aus solchen Irrthümern zu reißen, einen Geist auf die Erde herab zu schicken,

welcher durchaus, in jeglichem Theile aller Kunst, durch eigene Kraft sollte Meister werden. Er sollte der Welt ein Vorbild aufstellen, was Vollkommenheit sey in der Kunst des Zeichnens, der Umrisse, und der Lichter und Schatten, (welche den Bildern die Ründung geben) und wie man als Bildhauer mit Einsicht arbeiten müsse, und auf welche Weise man Gebäuden Festigkeit, Bequemlichkeit, schöne Verhältnisse, Annehmlichkeit und Reichthum an allerley Zierrathen der Baukunst zu geben habe. Überdas aber wollte der Himmel ihm die wahre Tugendweisheit zur Begleitung und die süße Kunst der Musen zur Zierde geben, auf daß die Welt ihn vor allen bewundern und erwählen sollte zum Spiegel und Muster im Leben, in Werken, in Heiligkeit der Sitten, ja in allem irdischen Wandel, und er von uns vielmehr für ein himmlisches Wesen, als für ein irdisches geachtet werden möchte. Und weil Gott sah, daß in jenen besondern Künsten, nähmlich der Mahler-, Bildhauer- und Baukunst, als in Dingen von so vieler Ämsigkeit und Übung, die Eingebornen des toscanischen Gebiethes seit jeher unter allen sich vornähmlich hervorgethan haben, und meisterlich geworden sind, (denn sie sind zu Anstrengung und eifriger Geistesarbeit jeder Art vor allen andern Nationen Italiens vorzüglich geneigt) — so wollte er ihm Florenz als die würdigste Stadt von allen zur Heimath anweisen, da-

mit die verdiente Krone aller Tugenden ihm von einem Mitbürger aufs Haupt gesetzt werden könnte.«—

Mit solcher Verehrung redet der alte Vasari von dem großen Michel' Angelo, und drängt am Ende seine allgemeine Bewunderung, auf eine schöne und menschliche Weise, in ein herzliches patriotisches Gefühl zusammen, und freut sich inniglich, daß dieser Mann, den er wie einen Herkules unter den Helden der Kunst verehrt, mit ihm denselben kleinen Raum der Erde zur Heimath gehabt hat. Er beschreibt das Leben des Buonarotti am allerausführlichsten, und thut oft recht gutmüthig-stolz darauf, daß er seiner vertrautesten Freundschaft genossen.

Doch wir wollen uns nicht an dem bloßen Anstaunen dieses großen Mannes begnügen, sondern vielmehr in seinen inneren Geist hineingehen, uns in den eigenthümlichen Charakter seiner Werke hineinschmiegen. Es ist nicht genug, ein Kunstwerk zu loben: »es ist schön und vortrefflich,« denn diese allgemeinen Redensarten gelten auch von den verschiedenartigsten Werken; — wir müssen uns jedem großen Künstler hingeben, mit seinen Organen die Dinge der Natur anschauen und ergreifen, und in seiner Seele sprechen können: »Das Werk ist in seiner Art richtig und wahr.«

Die Mahlerey ist eine Poesie mit Bildern der

Menschen. So wie nun die Poeten ihre Gegenstände mit ganz verschiedenen Empfindungen beseelen, je nachdem ihnen vom Schöpfer ein verschiedener Geist eingehaucht ist; so auch in der Mahlerey. Einige Dichter beleben ihr ganzes Werk innerlich mit einer stillen und geheimen poetischen Seele; bey andern aber bricht die überfließende, üppige, dichterische Kraft in jedem Momente der Darstellung hervor.

Dieß ist dieselbe Verschiedenheit, welche ich zwischen dem göttlichen Raphael und dem großen Buonarotti finde: jenen möchte ich den Mahler des neuen, diesen des alten Testamentes nennen; denn auf jenem, — ich wage den kühnen Gedanken auszusprechen, — ruhet der stille göttliche Geist Christi, — auf diesem, der Geist der inspirirten Propheten, des Moses und der übrigen Dichter des Morgenlandes. Hier ist nichts zu loben und zu tadeln, sondern ein jeglicher ist, was er ist.

So wie die inspirirten orientalischen Dichter, von der inwohnenden, mit Gewalt sich regenden, himmlischen Kraft zu außerordentlichen Phantasien getrieben wurden, und aus innerlichem Drange die Worte und Ausdrücke der irdischen Sprache durch lauter feurige Bilder gleichsam in die Höhe zwangen; so ergriff auch die Seele des Michel' Angelo immer mit Macht das Außerordentliche und Ungeheure, und drückte in seinen Figuren eine an-

gespannte, übermenschliche Kraft aus. Er versuchte sich gern an erhabenen, furchtbaren Gegenständen; er wagte in seinen Bildern die kühnsten und wildesten Stellungen und Geberden; er drängte Muskeln auf Muskeln, und wollte in jeder Nerve seiner Figuren die hohe poetische Kraft stempeln, wovon er erfüllt war. Er ergründete das innerliche Triebwerk der Menschenmaschine bis in die verborgensten Wirkungen; er spürte die härtesten Schwierigkeiten in der Mechanik des menschlichen Körpers auf, um sie zu bekämpfen, und um die üppige Fülle seiner Geisteskraft auch in den körperlichen Theilen der Kunst auszulassen und zu befriedigen: — gerade so wie Dichter, in denen ein nicht zu löschendes lyriches Feuer brennt, sich an großen und ungeheuren Ideen nicht genügen, sondern vornähmlich auch in dem sichtbaren, sinnlichen Werkzeuge ihrer Kunst, in Ausdruck und Worten, ihre kühne und wilde Stärke abzudrücken streben. Die Wirkung ist, an beyden Orten, groß und herrlich: der innere Geist des Ganzen leuchtet dann auch aus jedem der einzelnen äußeren Theile hervor. —

Also erscheint mir der vielbeurtheilte Buonarotti, und wer ihn in dieser Gestalt, unter den alten Mahlern ins Auge faßt, der mag wohl mit Erstaunen und Bewunderung fragen: Wer mahlte vor ihm, wie er? Woher nahm er die ganz neue Größe, von welcher vorher kein Auge jemahls wußte?

Und wer hat ihn auf die vorher unbekannten Wege gebracht?

Es ist in der Welt der Künstler gar kein höherer, der Anbethung würdigerer Gegenstand, als: — ein ursprünglich Original! — Mit ämsigem Fleiße, treuer Nachahmung, klugem Urtheil zu arbeiten, — ist menschlich; — aber das ganze Wesen der Kunst mit einem ganz neuen Auge zu durchblicken, es gleichsam mit einer ganz neuen Handhabe zu erfassen, — ist göttlich.

Indessen ist es das Schicksal der Originale, eine elende Schar von Nachbethern hervorzubringen, und Michel' Angelo weissagte dieß von sich selber, wie es nachmahls zutraf. Ein Original schwingt sich mit einem kühnen Sprunge auf einmahl bis an die Gränze des Kunstgebieths, steht kühn und fest da, und zeigt das Außerordentliche und Wundervolle. Es gibt aber für den blöden Geist des Menschen fast nichts Außerordentliches und Wundervolles, an dessen Gränze nicht ganz nahe Thorheit und Abgeschmacktheit läge. Die jämmerlichen Nachbether, denen die eigene Kraft zum festen Stande mangelt, irren blind umher, und was sie nachbilden, ist, wenn es mehr als schwaches Schattenbild seyn soll, verzerrte Übertreibung.

Die Zeit des Michel' Angelo, die Anfangs-Epoche der italienischen Mahlerey, ist überhaupt allein das Zeitalter der Mahler-Originale. Wer

mahlte vor Correggio, wie Correggio? vor Raphael, wie Raphael? — allein es ist, als wenn die allzufreygebige Natur in dieser Zeit sich an Kunstgenie arm geschenkt hätte; denn die besten späteren Meister, bis auf die neuesten Zeiten, haben fast alle kein anderes Ziel gehabt, als irgend einen der ersten Ur- und Normalkünstler, oder auch gar mehrere zusammen, nachzuahmen, und sind auch nicht leicht auf andere Weise groß geworden, als indem sie vortrefflich nachgeahmt haben. Selbst der hohe und wohlverdiente Ruhm, welchen die Reformatorschule der Caracci sich erworben hat, ist auf kein anderes Verdienst gegründet, als daß sie die in Verfall gerathene Nachahmung jener alten Ahnherren, durch würdige Beyspiele wieder in die Höhe brachte. Und wen ahmten jene Ahnherren selber nach? Sie schöpften die ganze neue Herrlichkeit aus sich selber.

12.

Die Mahler-Chronik.

Als ich in meiner Jugend mit unruhigem Geiste hier und dort umherzog, und überall begierig aufschaute, wo von Kunstsachen etwas zu sehen war, befand ich mich auch einmahl auf einem fremden gräflichen Schlosse, wo ich drey Tage lang mich an den vielen Gemählden nicht satt sehen konnte. Ich wollte sie alle auswendig lernen, und erhitzte mein Blut dabey so sehr, daß mir die tausend mannigfaltigen Bilder den Kopf ganz verwirrten. Am dritten Tage kam ein alter Mann, ein reisender italienischer Pater im Schlosse an, dessen Nahmen ich bis auf diese Stunde nicht erfahren habe; auch habe ich seit dem Tage nie wieder von ihm gehört. Er war ein grundgelehrter Mann, und hatte so viel Dinge in seinem Kopfe, daß ich erstaunen mußte; im Äußern glich er einem Weltweisen aus dem sechszehnten Jahrhundert. Obwohl ich nun noch so jung war, ließ er sich doch gar freundlich ins Gespräch mit mir ein, (denn er mußte irgend etwas, das ihm gefiel, an mir finden) und ging mit mir den ganzen Tag in den Bildersälen umher.

Da er meinen großen Eifer in Betrachtung der Gemählde wahrnahm, fragte er mich: Ob ich denn auch die Meister zu nennen wüßte, welche dieses und jenes Stück gemacht hätten? Ich antwortete: daß ich die berühmtesten wohl kennte. Darauf fragte er mich wieder: ob ich denn nicht mehr von ihnen wüßte, als die Nahmen? Wie er merkte, daß ich wirklich nicht viel mehr wußte, nahm er das Wort, und sprach zu mir:

»Du hast bisher die schönen Bilder angestaunt, mein lieber Sohn, als wären es Wunderwerke, vom Himmel auf die Erde herunter gefallen. Aber bedenke, daß dieß Alles Werk von Menschenhänden ist, — daß manche Künstler schon in deinen Jahren ganz vortreffliche Sachen zu Stande brachten. Was meinst du nun? Solltest du nicht Lust empfinden: von den Männern, welche sich in der Mahlerey hervorgethan haben, etwas mehreres zu erfahren? Es gibt uns wunderbare Gedanken ein, wenn wir betrachten, wie ihre Werke in immer gleicher ewiger Herrlichkeit glänzen; die Schöpfer dieser Werke aber, im Leben und Sterben, Menschen wie wir andre gewesen sind, in denen nur, so lange sie lebten, ein besonderes himmlisches Feuer brannte. Dergleichen Betrachtungen versetzen uns in eine wehmüthige und träumerische Stimmung, in welcher immer allerhand gute Ideen uns vorüber zu ziehen pflegen.«

Ich erinnere mich der Worte des lieben, redseligen alten Mannes noch sehr genau, und mit dem herzlichsten Vergnügen; darum will ich noch mehr davon aufzuzeichnen suchen.

Er fuhr, wie er sah, daß ich still und begierig zuhörte, ungefähr also fort:

»Ich habe mit Freude bemerkt, mein Sohn, daß dein Gemüth sehr zu dem vortrefflichen Raphael hinhängt. Wenn du nun vor einem recht herrlichen Bilde seiner Hände da stehst, jeden seiner Pinselstriche mit Ehrfurcht betrachtest, und denkst: Hätt' ich den heiligen Mann doch im Leben gesehen! wie hätt' ich ihn anbethen wollen! — und nun hörtest du dabey die alten Lebensbeschreiber der Mahler folgendermaßen von ihm erzählen: — Dieser Raphael Sanzio war das einzige Kind seiner Ältern; herzlich liebte ihn der Vater, und wollte ausdrücklich, daß ihn die Mutter mit eigener Milch groß säugte, damit er nicht unter die gemeinen Leute käme; und da er heran wuchs, half er als ein zarter Knabe dem Vater bey der Arbeit, und der Vater war froh, daß er seine Sachen so gut machte; um ihn aber was rechtes lernen zu lassen, nahm er Abrede mit Meister Pietro von Perugia, daß er ihn in die Lehre nähme, und führte ihn selber mit großen Freuden nach Perugia hin, wo Pietro den Knaben gar freundlich aufnahm; aber die Mutter hatte beym Abschied viel Thränen ver-

gossen, und konnte sich kaum von dem Kinde losreißen, denn auch sie liebte es herzinniglich: — — sage mir, wie wird dir zu Muthe, wenn du das anhörst? Ist dir nicht lieblich und wohl dabey, diese Dinge zu vernehmen? — — Und dieß war eben derselbe Mensch, der nach kurzen sieben nnd dreyßig Jahren, von aller Welt betrauert, kalt und bleich im Sarge lag. — Der Leichnam lag in seinem Arbeitszimmer, und ein köstliches Leichengedicht, das göttliche Gemählde von der Transfiguration, stand neben dem Sarge auf der Stafeley. — Dieß Gemählde, worin wir noch jetzt das Elend der Erde, den Trost edler Männer und die Glorie des Himmelreichs in so herrlicher Vereinigung dargestellt sehen, — und der Meister, von dem es erdacht und ausgeführt war, kalt und bleich darneben.« —

Mich reitzten diese Sachen außerordentlich, und ich bath den fremden Mann, mir noch mehr von Raphael zu erzählen.

»Das schönste, was ich dir von ihm sagen kann,« antwortete er, »ist, daß er als Mensch eben so edel und liebenswürdig war, wie als Künstler. Er hatte nichts von dem finstern und stolzen Wesen anderer Künstler, welche manchmahl mit Fleiß allerhand Seltsamkeiten annehmen; sein ganzes Leben und Weben auf Erden war einfach, sanft und heiter, wie ein fließender Bach. Seine Gefäl-

ligkeit ging so weit, daß wenn fremde, und ganz unbekannte Mahler ihn um Zeichnungen von seiner Hand ersuchten, er seine Arbeit liegen ließ, und sie zuerst befriedigte. So half er sehr vielen aus, und belehrte sie wie ein Vater, höchst liebreich. Seine Vortrefflichkeit in der Kunst versammelte eine Menge Mahler um ihn her, die sich beeiferten, seine Schüler zu seyn, obwohl sie den Lehrjahren selber zum Theil schon entwachsen waren. Sie begleiteten ihn, wenn er an den Hof ging, aus seinem Hause, und machten ein großes Gefolge aus. So viele Mahler von verschiedenen Sinnen aber hätten gewiß nicht ohne Uneinigkeit und Zwietracht mit einander gelebt, hätte nicht der Geist ihres großen Meisters auf eine zauberhafte Weise sie wie eine Sonne des Friedens beschienen, und alle Flecken von ihrer Seele getilgt. So wurden sie von seinem Geiste, wie von seinem Pinsel besiegt. — Noch findet sich in dem Leben Raphaels eine schöne Wundergeschichte, und das ist diese. Er mahlte einen vortrefflichen kreuztragenden Christus mit vielen Figuren, welcher für ein Kloster in Palermo bestimmt war. Aber das Schiff, worin das Bild hingebracht werden sollte, litt heftigen Sturm und Schiffbruch; Menschen und Waaren gingen zu Grunde; — nur dieß Gemählde, — es war eine besondere Fügung der Vorsicht, — dieß Gemählde ward von freundlichen Wellen bis in den Hafen von Genua getra-

gen, wo man es völlig unversehrt aus seinem Kasten herausnahm. Also bewiesen selbst die wilden Elemente dem heiligen Manne ihre Ehrfurcht. Es ward darauf nach Palermo gebracht, und ist dort, wie der alte Vasari sich ausdrückt, für ein eben so großes Kleinod der Insel Sicilien geachtet, als der Berg Ätna.« —

Ich freute mich über die herrlichen Geschichten immer inniger, drückte dem Pater die Hände, und fragte sehr begierig: Aber woher habt Ihr alle diese Sachen erfahren?

»Wisse, mein Sohn,« antwortete er, »es haben mehrere verdiente Männer Chroniken der Kunstgeschichte geführt, und die Leben der Mahler ausführlich beschrieben, von denen der älteste, und zugleich wohl der vornehmste, Giorgio Vasari mit Nahmen heißt. Wenige lesen diese Bücher heutiges Tages, obwohl viel Geist und Menschenweisheit darinnen verborgen liegt. Bedenk' einmahl, was es schön ist, die Männer, die du nach ihrer verschiedenen Art den Pinsel zu führen kennest, nun auch nach ihren verschiedenen Charaktern und Sitten kennen zu lernen. Beydes fließt dir dann in ein Bild zusammen: und wenn du die mit ganz trocknen Worten erzählten Geschichten mit dem rechten, innigen Gefühle fassest, so wird eine herrliche Erscheinung, nähmlich der Künstlercharakter vor dir aufsteigen, der, wie er sich so mannigfal-

tig in den tausend verschiedenen einzelnen Menschen zeigt, dir ein ganz neues, liebliches Schauspiel gewähren wird. Jeder Charakter wird dir ein eigenes Gemählde seyn, und du wirst eine herrliche Gallerie von Bildnissen zum Spiegel deines Geistes um dich her versammelt haben.«

Dieß verstand ich damahls noch nicht recht, wiewohl es nachher, nachdem ich die gedachten Bücher gelesen habe, ganz meine eigene Meinung geworden ist. — Indessen lag ich den guten alten Pater sehr dringend an, mir immer noch mehr schöne Geschichten aus der Mahler-Cronika zu erzählen. »Ich will mich besinnen,« sagte er mit lächelndem Munde, »ich rede gern von den alten Mahler-Geschichten.« Und nun erzählte er mir fürwahr eine ganze Menge der schönsten Historien; denn er hatte alle Bücher, die je von der Kunst geschrieben sind, oftmahls gelesen, und wußte das Beste daraus im Kopfe. Mir waren seine Erzählungen so eindringlich, daß ich sie fast noch mit seinen Worten bis jetzt behalten habe, und ich will ein Theil davon zur Lust wieder erzählen.

Als wir in dem Bildersaal, wo wir uns befanden, auf ein Gemählde von dem vortrefflichen Domenichino trafen, sagte er mir, daß dieser Mahler ein merkwürdiges Beyspiel von einem heißen Eifer in der Kunst abgebe, und fuhr, um dieß zu beweisen, also fort:

»Ehe dieser Meister ein Gemählde anfing, dachte er eine lange Zeit vorher darüber nach, und blieb wohl manchmahl ganze Tage lang allein in seinem Gemach, bis das Bild in allen kleinsten Theilen vollendet vor seiner Seele stand. Dann war er vergnügt, und sagte: nun ist die Hälfte der Arbeit gethan. Und hatte er einmahl zum Pinsel gegriffen, so blieb er wieder den ganzen Tag bey der Stafeley angeheftet, und mochte sich kaum ein paar Minuten zum Essen abbrechen. Er mahlte mit größtem Fleiß und Vollendung, und überall legte er tiefen Ausdruck hin. Als einer ihu einmahl bereden wollte, sich nicht so abzuquälen, sondern die leichtere Manier anderer Mahler zu ergreifen, antwortete er ganz kurz: Ich arbeite bloß für mich und die Vollkommenheit der Kunst. Er konnte nicht begreifen, wie andere Mahler die größten und wichtigsten Sachen mit so weniger Theilnahme arbeiten mochten, daß sie während des Mahlens immerfort mit ihren Bekannten schwatzen konnten. Drum hielt er diese auch für bloße Handarbeiter, die das innere Heiligthum der Kunst nicht kennten. Er selber war, wenn er mahlte, immer mit so lebendiger Seele in seinem Gegenstande darinnen, daß er in sich selbst die Empfindungen und Affecten fühlte, die er vorstellen wollte, und sich unwillkührlich darnach geberdete. Manchmahl, wenn er eine trauernde Figur im Sinne hatte, hörte man ihn in seinem Arbeits-

zimmer mit unterdrückter ächzender Stimme wehklagen; oder wenn es ein freudiges Gesicht seyn sollte, so war er munter, und sprach lebhaft mit sich allein. Er mahlte darum in einem abgelegenen Gemach, und ließ keinen, auch von seinen Schülern nicht, hinzu, um nicht in seinen Entzückungen gestört, und für närrisch verlacht zu werden. In seinen jüngern Jahren war er auch einmahl in so einer entzückten Stunde, als sich ein recht rührendes Schauspiel ereignete. Der vortreffliche Annibale Caracci kam eben, ihn zu besuchen: wie er aber die Thür öffnete, sah er ihn ganz aufgebracht vor der Stafeley stehen, voller Wuth und Zorn, und mit einer drohenden Geberde. Er blieb still an der Thür, und ward gewahr, daß sein Freund bey dem Bilde von der Marter des heiligen Andreas beschäftigt war, und eben einen trotzigen Kriegsknecht mahlte, der dem Apostel droht. Mit inniger Freude und Verwunderung sah er ihm eine ganze Zeitlang zu, und regte sich nicht; — aber endlich konnte er sich nicht länger halten: — »Ich danke dir!« rief er aus, stürzte auf ihn zu, und fiel ihm mit klopfendem Herzen um den Hals.« —

»Dieser Annibale Caracci war selbst ein gar herrlicher, kräftiger Mann, der die stumme Größe der Kunst recht inniglich fühlte, und es besser achtete, selber große Werke hervorzubringen, als mit zierlichen, leichten Worten um große Werke

der Kunst herumzuspielen. Sein Bruder Agostino dagegen war, neben seiner Kunst, ein feiner Weltmann, ein Litteratus und Sonettendichter, der über Kunstsachen gern viel Worte machte. Als nun beyde von Rom zurückgekommen waren, und wieder in ihrer Akademie in Bologna saßen und arbeiteten, fing dieser Agostino einstmahls an, die merkwürdige antike Gruppe des Laokoon gar weitläuftig zu beschreiben, und alle die einzelnen Schönheiten mit gar zierlichen Reden herauszustreichen. Wie nun sein Bruder Annibale ganz kalt und träumerisch darneben stand, als wenn er es nicht verstände, ward jener ungehalten, und fragte: ob er denn nichts davon fühlte? Das verdroß ihn innerlich; stillschweigend nahm er eine Kohle, ging an die Wand, und zeichnete schnell aus dem Kopf die ganze Gruppe vom Laokoon den Umrissen nach so treu und richtig hin, daß man sie vor Augen zu sehen glaubte. Dann trat er lächelnd von der Wand zurück, — alle Anwesende aber erstaunten, und Agostino gab sich für überwunden, und erkannte ihn als den Sieger im Wettstreit.« —

Als der fremde Mann diese Geschichten erzählt hatte, kam ich auf andre Dinge mit ihm zu reden, und fragte ihn unter andern: ob er nicht auch Gesch chten von Knaben wüßte, die von früher Jugend an einen besondern Hang zur Mahlerkunst gehabt hätten?

„O ja,“ sagte der fremde Mann lächelnd, „es wird uns von mehreren Knaben berichtet, die in ganz schlechtem Stande geboren und erzogen, und daraus gleichsam vom Himmel zur Mahlerkunst berufen wurden. Davon fallen mir mehrere Exempel ein. Gleich einer der allerältesten Mahler von Italien, Giotto, war in der Jugend nichts weiter als ein Hirtenjunge, der die Schafe hüthete. Er hatte seine Freude daran, seine Schafe auf Steinen oder im Sande abzuzeichnen; dabey betraf ihn einmahl Cimabue, der Urvater aller Mahler, und nahm ihn mit sich, da der Knabe denn bald seinen Lehrmeister übersah. Wenn ich nicht irre, so werden uns ganz ähnliche Geschichten vom Domenico Beccafumi, und auch von dem geschickten Bildhauer Contucci erzählt, der als Knabe das Vieh, das er weiden mußte, in Thon nachbildete. So war auch der bekannte Polidoro da Caravaggio anfangs weiter nichts, als ein Bursche, der den Maurern am Vatikan den Mörtel zutrug; dabey aber sah er den Schülern Raphaels, die eben dort arbeiteten, fleißig zu, bekam eine unwiderstehliche Lust zum Mahlen, und lernte gar schnell und eifrig. — Ja, es fällt mir noch ein sehr artiges Exempel ins Gedächtniß, von dem alten französischen Mahler Jacob Callot; der hatte als Knabe viel von den herrlichen Sachen in Italien reden hören, und bekam, da er das Zeichnen über

alles liebte, eine Wuth das herrliche Land zu sehen. Als ein Knabe von eilf Jahren lief er heimlich dem Vater fort, ohne einen Kreutzer Geld in der Tasche, und wollte geradesweges nach Rom. Er mußte sich bald aufs Betteln legen, und wie er auf seinem Wege einen Trupp Zigeuner antraf, schlug er sich dazu, und wanderte mit ihnen bis Florenz, wo er wirklich bey einem Mahler in die Lehre kam. Dann ging er nach Rom; hier aber sahen ihn französische Kaufleute aus seiner Vaterstadt, welche die Noth und Angst der Ältern um ihn wußten, und ihn mit Gewalt mit sich zurücknahmen. Als der Vater ihn wieder hatte, wollte er ihn zwingen, sich fleißig an die Studia zu halten; allein das war alles verlorene Mühe. Im vierzehnten Jahre lief er zum zweyten Mahle fort nach Italien; aber sein Unstern wollte, daß er in Turin auf der Straße seinem ältern Bruder begegnen mußte, der ihn von neuem zu dem Vater zurückschleppte. Endlich sah dieser ein, daß kein Mittel half, und gab ihm nun von freyen Stücken die Erlaubniß, zum dritten Mahle nach Italien zu gehen, wo er sich denn auch zu einem wackern Künstler bildete. Bey allen seinen jugendlichen Streifereyen war er immer ohne Gefahr geblieben, und hatte seine ganze Unschuld der Seele behalten; denn er mußte unter besonderer Obhuth des Himmels stehen. Noch ist merkwürdig von ihm, daß er als Knabe immer um zweyerley

zu Gott bethete, nähmlich: daß er, er werde was er wolle, sich in seinem Thun vor allen andern auszeichnen möchte; — und dann, daß er nicht über drey und vierzig Jahre alt würde. Und was wunderbar ist, so starb er wirklich im drey und vierzigsten Jahre.“ —

Der alte Pater hatte diese Geschichten mit vielem Antheil erzählt. Dann ging er sinnend auf und nieder, und ich sah ihm an, daß er in angenehmen Träumen unter dem Haufen der alten Mahler umherirrte. Ich ließ ihn gern in seinen Betrachtungen, und freute mich, daß er sich noch auf mehr Sachen besinnen würde, denn die Erinnerungen schienen ihm immer lebendiger zu werden. Und wirklich fing er nach einer kleinen Weile wieder also an:

»Da kommen mir noch ein paar schöne Anekdoten ins Gedächtniß, die, auf zwiefache verschiedene Weise, bezeugen, was für eine mächtige Gottheit die Kunst für den Künstler ist, und mit welcher Gewalt sie ihn beherrscht. — Es war einmahl ein alter Florentinischer Mahler, mit Nahmen Mariotto Albertinelli, ein eifriger Künstler, aber ein gar unruhiger und sinnlicher Mensch. Er ward des unsichern und mühseligen Studiums an den mechanischen Theilen der Kunst und der häßlichen Feindschaften und Verfolgungen der Nebenkünstler endlich ganz überdrüßig, und weil er gern gut leben

mochte, so entschloß er sich ein lustigeres Gewerbe zu ergreifen, und legte ein Gasthaus an. Herzlich vergnügt war er, wie die Sache im Gange war, und sagte öfters zu seinen Freunden: »Seht! das ist ein besser Handwerk! Nun quäl ich mich nicht mehr um die Muskeln gemahlter Menschen, sondern speise und stärke lebendige, und, was das beste ist, bin vor dem abscheulichen Anfeinden und Verläumden sicher, so lang' ich nur guten Wein im Fasse habe.« — Aber was geschah? Wie er eine Zeitlang dieß Leben geführt hatte, stellte sich ihm die göttliche Erhabenheit der Kunst auf einmahl wieder so lebhaft vor Augen, daß er plötzlich sein Gasthaus aufgab, und eifrig, als ein Bekehrter, sich der Kunst von neuem in die Arme warf.«

Die andere Geschichte ist diese. Der wohlbekannte und berühmte Parmeggiano mahlte als ein junger Mann in Rom sehr vortreffliche Sachen für den Papst, und zwar gerade zu der Zeit, als der deutsche Kaiser Karl der Fünfte die Stadt belagerte. Dessen Truppen nun brachen in die Thore ein, und plünderten alle Häuser, der Großen wie der Geringen. Parmeggiano aber achtete auf nichts weniger als auf den Kriegslärm und Tumult, und blieb ruhig bey seiner Arbeit. Auf einmahl brechen etliche Kriegsmänner ins Gemach herein, und siehe! er bleibt immer noch fest und ämsig an seiner Staffeley. Da erstaunten diese wilden Menschen, die

selbst Tempel und Altar nicht geschont hatten, über den großen Geist des Mannes so sehr, daß sie ihn, als wär' er ein Heiliger, nicht anzurühren wagten, und ihn sogar gegen die Wuth anderer beschützten. —

»Wie wunderbar ist das alles,« rief ich; »aber nun bitt' ich euch noch um ein einziges," fuhr ich zu dem lieben fremden Manne fort, — „sagt mir, ob es wahr ist, was ich einst hörte, daß die ältesten Mahler von Italien so gottesfürchtige Männer gewesen sind, und die heiligen Geschichten immer mit rechter Gottesfurcht gemahlt haben? Mehrere Leute, die ich darum befragte, lachten mich aus, und sagten: das sey eitel Einbildung und ein artig-erfundenes Mährchen.«

»Nein, mein Sohn,« versetzte der liebe Mann zu meinem Trost, »das ist keine poetische Erfindung, sondern, wie ich dir aus den alten Büchern bezeugen kann, die lautere Wahrheit. Diese ehrwürdigen Männer, von denen mehrere selbst Geistliche und Klosterbrüder waren, widmeten die von Gott empfangene Geschicklichkeit ihrer Hand auch bloß göttlichen und heiligen Geschichten, und brachten so einen ernsthaften und heiligen Geist, und so eine demüthige Einfalt in ihre Werke, wie es sich zu geweiheten Gegenständen schickt. Sie machten die Mahlerkunst zur treuen Dienerinn der Religion, und wußten nichts von dem eitlen Farbenprunk

der heutigen Künstler: ihre Bilder, in Kapellen und an Altären, gaben dem, der davor kniete und bethete, die heiligsten Gesinnungen ein. Einer der alten Männer, Lippo Dalmasio, war wegen seiner herrlichen Madonnen berühmt, wovon Papst Gregorius der dreyzehnte eine vorzügliche in seinem Gemache zur Privatandacht bey sich hatte. Ein andrer, Fra Giovanni Angelico da Fiesole, Mahler und Dominikanermönch zu Florenz, war wegen seines strengen und gottesfürchtigen Lebens besonders berühmt. Er kümmerte sich gar nicht um die Welt, schlug sogar die Würde eines Erzbischofs aus, die der Papst ihm antrug, und lebte immer still, ruhig, demüthig und einsam. Jedesmahl, bevor er zu mahlen anfing, pflegte er zu bethen; dann ging er ans Werk, und führte es aus, wie der Himmel es ihm eingegeben hatte, ohne weiter darüber zu klügeln und zu critisiren. Das Mahlen war ihm eine heilige Bußübung; und manchmahl, wenn er Christi Leiden am Kreuz mahlte, sah man während der Arbeit große Thränen über sein Gesicht fließen. — Das Alles ist nicht ein schönes Mährchen, sondern die reine Wahrheit.« —

Den Beschluß machte der Pater mit einer recht seltsamen Geschichte, welche ebenfalls in jene alte Periode der religiösen Mahlerkunst fällt.

»Einer der frühsten Mahler,« erzählte er, »welcher uns Spinello genannt wird, mahlte in

seinem Alter für die Kirche St. Aguolo zu Arezzo ein sehr großes Altarblatt, worauf er den Lucifer und den Sturz der bösen Engel vorstellte; in der Luft den Engel Michael, wie er mit dem siebenköpfigen Drachen kämpft, und unten den Lucifer in der Gestalt des scheußlichsten Ungeheuers. Von dieser gräulichen Teufelsgestalt war nun sein Kopf so eingenommen, daß, wie erzählt wird, der böse Geist ihm gerade so gestaltet im Traume erschien, und ihn fürchterlich fragte: warum er ihn in dieser schändlichen, bestialischen Bildung vorgestellt, und an welchem Ort er ihn in dieser Uniform gesehen habe? Der Mahler erwachte aus dem Traum an allen Gliedern zitternd, — er wollte um Hülfe rufen, und konnte vor Schrecken keinen Laut hervorbringen. Von der Zeit an war er immer halb von sich, und behielt einen stieren Blick; auch starb er nicht lange darauf. Das wunderbare Gemählde aber ist noch heutiges Tages an seiner alten Stelle zu sehen." — —

Der fremde Pater ging bald darauf fort, und reiste weiter, ohne daß ich einmahl Abschied von ihm nehmen konnte. Mir war wie im Traum, als ich alle die schönen Historien gehört hatte; — ich war in eine ganz neue, wunderbare Welt eingeführt. Begierig fragte ich überall nach, um alle die Bücher von Lebensgeschichten der Mahler, besonders auch das Werk des Giorgio Vasari, zu bekommen;

ich las sie mit Liebe und Eifer, und siehe! ich fand in diesen Büchern alle die Historien aufgezeichnet, die der fremde Pater erzählt hatte. Dieser mir unvergeßliche Mann ist es gewesen, der mich auf das Studium der Künstlergeschichte geleitet hat, welches dem Verstande, dem Herzen und der Phantasie so viel Nahrung gibt, und ich habe ihm darum gar viele glückliche Stunden zu verdanken.

13.

Schilderung wie die alten deutschen Künstler gelebt haben:

wobey zu Exempeln angeführt werden

Albrecht Dürer,

nebst seinem Vater Albrecht Dürer dem Alten.

Es ist eine schöne Sache, einen längst verstorbenen Künstler aus seinen hinterbliebenen Werken sich im Geiste neu zu erschaffen, und aus allen den verschiedenen leuchtenden Strahlen den Brennpunkt zu finden, wohin sie zurückführen, oder vielmehr den himmlischen Stern, von welchem sie ausgingen. Dann haben wir die Weltseele aller seiner Schöpfung vor uns, — ein Gedicht unserer Einbildungskraft, wovon das wirkliche Leben des Mannes völlig ausgeschieden ist.

Noch fast schöner ist es aber, wenn wir in Gedanken dieses schimmernde Geisterwesen mit Fleisch und Bein bekleiden, — wenn wir ihn uns als einen unsers Gleichen, als unsern Freund und Bruder vorstellen können, und wie auch er ein Glied

der großen Menschenkette war, an äußerer Beschaffenheit allen seinen geringeren Brüdern ähnlich. Dann ist uns der Gedanke gegenwärtig, wie doch auch diese schönste Menschenseele zuerst aus dem Ey der albernen Kindheit hervorgehen mußte, — wie Vater und Mutter ein Kind zur Welt gebracht, ohne ein Wort von seinem künftigen hohen Geiste zu wissen. Wir denken uns den herrlichen Künstler in allen Scenen des Lebens: wir sehen ihn als Jüngling, wie er den alten Vater verehrt und liebt, — als Mann, wie er mit Bruder, Schwester und Verwandten Freundschaft hält, wie er ein Weib nimmt und selbst Vater wird, — kurz, wie auch er von der Geburt bis zum Tode alle die Schicksale erfährt, welche dem Menschengeschlechte eigen sind.

Besonders rührend, erquickend und lehrreich wird mir nun diese Betrachtung, wenn ein solcher Künstler, obwohl er einen außerordentlichen Geist und seltene Geschicklichkeit besaß, dennoch sein Leben, als ein ganz schlichter und einfältiger Mann, auf diejenige Art durchführte, die in den vorigen Jahrhunderten bey unsern deutschen Vorfahren allgemein üblich war, und die ich hier, weil sie meinem Herzen so inniglich wohlgefällt, mit Wenigem schildern will.

In vorigen Zeiten war es nähmlich Sitte, das Leben als ein schönes Handwerk oder Gewerbe zu betrachten, zu welchem sich alle Menschen bekennen.

Gott ward für den Werkmeister angesehen, die Taufe für den Lehrbrief, unser Wallen auf Erden für die Wanderschaft. Die Religion aber war den Menschen das schöne Erklärungsbuch, wodurch sie das Leben erst recht verstehen, und einsehen lernten, wozu es da sey, und nach welchen Gesetzen und Regeln sie die Arbeit des Lebens am leichtesten und sichersten vollführen könnten. Ohne Religion schien das Leben ihnen nur ein wildes, wüstes Spiel, — ein Hin- und Herschießen mit Weberspuhlen, woraus kein Gewebe wird. Die Religion war bey allen großen und geringen Vorfällen beständig ihr Stab und ihre Stütze; sie legte ihnen in jede sonst geringgeachtete Begebenheit einen tiefen Sinn; sie war ihnen eine Wundertinctur, worin sie alle Dinge der Welt auflösen konnten; sie verbreitete ihnen ein mildes, gleichförmiges, harmonisches Licht über alle verworrenen Schicksale ihres Daseyns, — ein Geschenk, welches wohl das kostbarste für sterbliche Wesen genannt werden mag. Ihr sanfter Firniß brach der grellen Farbe wilder Ausgelassenheit die scharfe Spitze ab, — aber er warf auch über die trockne, schwarze Erdfarbe des Unglücks einen glänzenden Schimmer. — — So führten die Menschen die Stunden ihres Lebens langsam und bedächtig, Schritt vor Schritt, und immer im Bewußtseyn der guten Gegenwart, fort. Jeder Augenblick war ihnen werth und wichtig; sie

trieben die Arbeit des Lebens treu und ämsig, und hielten sie rein von Fehlern, weil sie es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, ein so löbliches und ehrenvolles Gewerbe, das ihnen zugetheilt war, durch ruchlosen Leichtsinn zu schänden. Sie thaten das Rechte, nicht um eines Lohns willen, sondern bloß aus dem nie erlöschenden Gefühle der Dankbarkeit gegen denjenigen, welcher allein die Kunst verstanden, die ersten Fäden ihres Daseyns an das unhaltbare Nichts anzuzetteln. — Am Ende, da der große Werkmeister sie von der Werkstatt rief, gaben sie, aufgelös't in heilige Gedanken, sich und ihr ganzes Tagewerk, mit fröhliger Rührung, Ihm in die Hände. Nun wurden die PERSONALIA des Verblichenen als eine kurze Chronik aufgesetzt, oder vor den weinenden Verwandten am Sarge ward eine Leichenrede gehalten, welche ursprünglich die Bedeutung eines Zeugnisses von der treu und redlich vollendeten Lebensarbeit hatte, und der Jugend zum Vorbilde diente. Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen, geheimnißvollen Zwecke an: denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Leben baut Er, jenseit jenes blauen Firmaments, eine neue, glänzendere Welt, näher um seinem Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird. — —

So waren die Menschen in vorigen frommen

Zeiten beschaffen. Warum muß ich sagen: sie waren? Warum, — wenn ein sterbliches Wesen also fragen darf, — warum hast du die Welt entarten lassen, allgütiger Himmel?

Wehe den thörichten neuen Weisen, welche, aus innerer Armuth und Krankheit des Geistes, die Menschenwelt als einen nichtswürdigen Insectenhaufen ansehen, und durch die Betrachtung der Kürze und Vergänglichkeit der Tausend wimmelnden Leben auf dieser Erde zu einem trägen, mürrischen Trübsinn oder zu frecher Verzweiflung sich verleiten lassen, worin sie das höchste Ziel zu erschwingen glauben, wenn sie ihr Leben als eine leere Hülse muthwillig zu zerdrücken und zerquetschen streben. Wer so das Leben verachtet, der verachtet alle Tugend und Vollkommenheit, wovon der Mensch Begriff hat, und deren Schaubühne und Übungsplatz allein das Leben ist. — Ein großer Unterschied ist es, ob man sein Gewerbe selbst verachtet, oder ob man bescheiden seine Arbeit gering anschlägt, sein Gewerbe aber liebt, ja bloß zu eigner Freude zu treiben scheint. — Freylich sind wir nur Tropfen im Ocean; freylich tanzen wir alle, ein wimmelnder Reigen, nach kurzem Daseyn dem Tode in die Arme; allein unser Geist übersteiget doch die engen Schranken, in ihm wohnen, ja die unnennbaren, uns selber unbegreiflichen Kräfte, welche den Himmel und die ganze Erde, welche Zeit und Ewig-

keit in den engen Raum zwischen Geburt und Grab zu verpflanzen fähig sind. — Unser Leben ist eine leichte Brücke, von einem dunkeln Lande zum andern hinübergeschlagen: so lange wir darauf gehen, sehen wir das ganze himmlische Firmament im Wasser sich spiegeln. —

In jenen Zeiten unsrer deutschen Vorfahren aber, — denn vorzüglich auf den stillen ernsten Charakter unsrer vaterländischen Nation ist jene Schilderung gegründet, — als die Menschen bey aller Fröhlichkeit doch fromm, ernsthaft und langsam das Thurmgebäude des Lebens aus aufeinandergesetzten Stunden und Tagen aufbauten; welche unter den damahligen Menschen können unsrer zurücksehenden Einbildungskraft wohl ein herrlicheres und wertheres Bild darbiethen, als die Künstler, die also lebten? Denn ihnen mußte ja ihre Kunst, — denn auch diese trieben sie nicht vornehm als Liebhaberey und um der Langenweile willen, (wie jetzt zu geschehen pflegt,) sondern mit ämsigem Fleiße, wie ein Handwerk, — sie mußte ihnen, ohne daß sie es selber wußten, ein geheimnißvolles Sinnbild ihres Lebens seyn. Ja, beydes, ihre Kunst und ihr Leben, war bey ihnen in ein Werk eines Gusses zusammgeschmolzen, und in dieser innigen, stärkenden Vereinigung ging ihr Daseyn einen desto festeren und sicherern Gang durch die flüchtige umgebende Welt hindurch. In ruhiger,

bescheidener Stille, ohne viel scharfsinniger Worte, mahlten oder bildeten sie ihre Menschenfiguren, und gaben ihnen treulich dieselbe Natur, die das geheimnißvoll-wunderbare lebendige Original ihnen zeigte, und eben so bildeten sie ihr Leben ganz folgsam nach den vortrefflichen Himmelslehren der Religion. Sie dachten aber keinesweges an spitzfindige Fragen, warum der Menschenkörper gerade so und nicht anders gestaltet sey, oder zu welchem Zwecke sie ihn nachahmten, und eben so wenig konnte es ihnen einfallen, nach dem Grunde zu fragen, warum die Religion da sey, oder nach der Bestimmung, wozu sie selber geschaffen wären. Nirgends fanden sie Zweifel und Räthsel; sie verrichteten ihre Handlungen, wie sie ihnen natürlich und nothwendig schienen, und fügten ihre Lebenszeit ganz unbefangen aus lauter richtigen, regelrechten Handlungen zusammen, eben so wie sie an ihren gemahlten Figuren die gehörigen Knochen und Muskeln, woraus der menschliche Körper nun einmahl gebaut ist, aneinander setzten.

Es ist mir eine große Herzensfreude, wenn ich diese treuen Arbeiter, in der Kunst wie im Leben, welche die deutsche Vorzeit, und vor allem jenes fruchtbare sechszehnte Jahrhundert, hervorgebracht hat, mit gesammelten Gedanken betrachte. Um aber ein paar Exempel anzuführen, so will ich meine vorige allgemeine Abschilderung durch etliche ganz

einzelne Züge aus der Geschichte meines lieben Albrecht Dürers, und seines Vaters, welcher der Goldschmidt Albrecht Dürer der Alte ist, erläutern. Denn wenn gleich diese kleinen Züge an sich unbedeutend scheinen möchten, so denke ich doch, daß man, nach dem voraus von mir entworfenen, vielsagenden Gemählde, den richtigen Sinn derselben und ihre wahre Bedeutung besser verstehen wird.

In dem Werke des edlen Joachim von Sandrart, (in welchem derselbe mit lobenswürdigem Eifer gern das ganze Gebieth der Kunst mit beyden Händen umfassen wollen,) finden wir in dem Leben Albrecht Dürers einen kleinen Aufsatz von diesem Künstler selbst eingerückt, worin er, ihm selber und seinen Nachkommen zum Angedenken, einige Nachrichten von seinem Leben und von seiner Familie, mit wenigen aber treuen und frommen Worten, aufgezeichnet hat. Es war damahls nicht ungewöhnlich, seinem vollbrachten Lebenslaufe durch genaue Aufzeichnung wieder nachzudenken und ihn zu prüfen; und niemahls sonderte man sich in solcher Beschreibung von allen übrigen Menschen ab, vielmehr betrachtete man sich immer nur als ein Mitglied und Mitbruder des großen Menschengeschlechts, indem man sein ganzes Geschlechtsregister durchführte, und sich bescheiden seinem gehörigen Platz auf irgend einem Nebenzweige des alten ehrwürdi-

gen Stammbaums anwies, nicht aber sich allein zum Hauptstamme der Welt machte. Die lieblich-verschlungene Kette der Verwandtschaft war ein heiliges Band: mehrere Blutsfreunde machten gleichsam ein einziges, getheiltes Leben aus, und ein jeglicher fühlte sich desto reicher an Lebenskraft, in je mehr andern Herzen das gleiche urväterliche Blut schlug: — die ganze Verwandtschaft endlich war der heilige kleine Vorhof zu dem großen Inbegriff der Menschheit. Die alten Vorfahren, die der Himmel zu Werkzeugen bestimmt hatte, der fruchtbaren Nachkommenschaft das Leben, und mittelbar alle Güter des Lebens, (ich meine Tugend und göttliche Gesinnung,) zu schenken, wurden, aus einem schönen, natürlichen Instincte, nicht anders als mit dankbarer Ehrfurcht genannt. Der Sohn horchte in der Jugend seinem alten Vater wißbegierig zu, wenn dieser von seinen oder seines Vaters Schicksalen erzählte; er nahm alles eifrig in sein Gedächtniß auf, als wären es wichtige Glaubensartikel, denn auch er sollte das Werk des Lebens durchführen, das seine Vorfahren schon so ruhmwürdig vollendet hatten.

Dieß sind die Gedanken, welche bey mir aufsteigen, wenn ich des Albrecht Dürers Bericht von seinem Vater und seinen Vorfahren lese, welchen er mit folgenden Eingangsworten anhebt:

»Ich Albrecht Dürer, der jüngere, hab zusammen-

getragen aus meines Vaters Schriften, von wannen er her sey, wie er herkommen und blieben und geendte seliglich: Gott sey ihm und uns gnädig. Amen.«

Alsdann erzählt er: seines Vaters Vater, genannt Antoni Dürer, sey als Knabe in ein Städtlein in Ungarn gekommen zu einem Goldschmidt, und habe allda das Handwerk erlernt. Dann habe er sich verheirathet mit einer Jungfrauen mit Nahmen Elisabeth; mit dieser habe er vier Kinder geboren, und der erste Sohn, Albrecht Dürer, sey sein lieber Vater gewesen, und sey auch ein Goldschmidt worden. Dieser sein lieber Vater habe sich nachher lange Zeit in Niederlanden bey den großen Künstlern aufgehalten, und im Jahre 1455 sey er nach Nürnberg gekommen, gerade an demselben Tage, als Philipp Pirkhaimer auf der Vesten Hochzeit gehalten, und ein großer Tanz unter der großen Linden angestellt gewesen.

Das ganze Wesen seines Vaters spricht Albrecht Dürer gleich anfangs gar kräftig und bündig in zweyen Worten aus, wenn er sagt: er sey gewesen ein künstlicher und reiner Mann. Und am Ende fügt er folgende Züge hinzu, die uns ihn ganz lebhaft vor Augen schildern. Es habe sich derselbe mit Weib und Kindern von seiner Hände Arbeit nothdürftig ernährt, und sein Leben unter mancherley Mühe, Anfechtung und Beschwerden

hingebracht. Bey allen, die ihn gekannt, habe er ein gut Lob gehabt, denn er sey ein gottesfürchtiger Mann gewesen, geduldig sanftmüthig, ehrbar, und immer voll Dankbarkeit gegen Gott. Übrigens sey er von wenig Worten gewesen, habe allezeit in der Stille und Einsamkeit fortgelebt, und sich gar wenig weltlicher Freuden bedient. Sein höchstes Begehren sey dahin gegangen, seine Kinder zur Ehre Gottes aufzuziehen, darum habe er großen Fleiß auf sie gewandt, und täglich von der Liebe Gottes zu ihnen gesprochen. Endlich in der Krankheit, da er seinen Tod vor Augen gesehen, habe er sich willig drein gegeben, habe seinen Kindern befohlen, göttlich zu leben, und sey christlich verschieden, im 1502ten Jahre, vor Mitternacht nach St. Matthäus-Abend.

Ein solches stilles, abhängiges Leben führen, da man in keiner Stunde vergißt, daß man nichts anders ist als ein Arbeiter Gottes, dieß heißt den sichersten Weg zur Glückseligkeit gehen. Wer aber keinen Gott verehrt, das heißt mit andern Worten, wer sich selber zum Gott und Regierer des Weltalls machen will, der befindet sich in einer unglückseligen Verrückung, und genießt nur die traurige, falsche Glückseligkeit eines thörichten, wahnsinnigen Bettlers, der sich ein Kaiser in der Krone dünkt. —

Noch finden wir an dem oben gedachten Orte ein von dem alten Dürer hinterlassenes Verzeichniß

aller seiner Kinder, an der Zahl achtzehn, welche er eigenhändig, nach Vornahmen und nach den Tag und Stunde der Geburt, in ein eigen Buch sorgfältig aufgezeichnet hat. Dieser gute Bürger und Goldschmidt zu Nürnberg, Dürer der alte, mag während seines Lebens gewiß oftmahls vielfältige gute Gedanken in seinem Kopfe hervorgebracht haben; allein viel davon aufzuschreiben ist ihm wohl nicht eingefallen, ja es möchte ihm dieß vielleicht seltsam vorgekommen seyn; weit natürlicher war es ihm, über alle Kinder, die der Himmel ihm geschenkt hatte, ein genaues Register zu führen. Von allen diesen achtzehn Kindern aber gedenken wir jetzt, nach ein paar Jahrhunderten, keines als nur des geliebten Albrechts, und alle übrigen sind der Vergessenheit übergeben, wovon freylich der Vater bey der Geburt nichts ahnden konnte, ihn vielmehr ohne Auszeichnung, mit ähnlichen Worten als die andern, also aufführt:

»Item, nach Christi Geburt 1471 Jahr, in der sechsten Stunde am Sanct Prudentien Tag, an einem Freytag in der Kreuzwochen gebahr mir meine Hausfrau Barbara meinen andern Sohn, der ward genannt Albrecht nach mir.«

Nachdem unser Albrecht Dürer der jüngere dieß Register von allen seinen Geschwistern aus seines Vaters Buch eingerückt, so setzt er hinzu: »Nun sind diese meine Geschwister, meines lieben Vaters

Kinder, fast alle gestorben, etliche in der Jugend, die andern so sie erwachsen waren; nur wir drey Brüder leben noch, so lange Gott will, nähmlich ich Albrecht, desgleichen mein Bruder Hans und mein Bruder Andreas.« — So lange Gott will! Ein schöner Wahlspruch! Ein kindliches Gefühl, daß wir Menschen uns von Gott, in den theuren Banden seiner Liebe hängend, so lange unter den Blumengerüchen dieser grünen Erde hin und her wiegen lassen, als es ihm gut dünkt, daß uns dienlich sey.

Ihm, unserm werthen Albrecht Dürer, hat er ein 57jähriges Alter dienlich gehalten; dabey hat er ihm aber auch gütig verliehen, in der Kunst ein weit größerer Mann als seyn Vater zu werden. Anfangs lernte dieser ihn zum Goldschmidtgewerbe an, und wollte die großväterliche Kunst auf den Enkel verpflanzen. Denn wenn in den vorigen Zeiten Deutschlands die Kunst einmahl dem Stamme eines Geschlechts eingeimpft war, so wurden gemeiniglich auch die nachschießenden Zweige veredelt, und das Band der Blutsfreundschaft ward gleichsam vergoldet durch diese erbliche Tugend der Kunst, wovon uns mehrere edle Künstlerfamilien, entsprossen aus den blühenden alten Städten des südlichen Deutschlands, ein Beyspiel abgeben. — Der junge Albrecht übte sich also unter seines Vaters Anweisung in der Goldschmidtarbeit,

und kam, (wie Sandrart erzählt) so weit, daß er die sieben Fälle des Leidens Christi in getriebener Arbeit verfertigte. Damahls war es jedem, ohne sich zu besinnen, das nächste und natürlichste, sich durch heilige Gegenstände zur Kunst einzuweihen, und für die erlangte erste jugendliche Geschicklichkeit dem Himmel durch eine Vorstellung, die ihm wohlgefällig wäre, sich dankbar zu beweisen. — Dürer aber trug innerlich weit größere Lust zur Mahlerey, und obwohl der Vater ihn gar gern auch zum Sohne seiner Kunst behalten hätte, so gab er doch nach, und, — spricht Albrecht Dürer, — »im Jahre 1486, am St. Andreas, Tag versprach mich mein Vater in die Lehrjahr' zu Michael Wohlgemuth, drey Jahr lang ihm zu dienen; in der Zeit verliehe mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernete, aber viel von seinen Knechten leiden mußte; und da ich ausgedient hatte, schickt mich mein Vater hinweg, und blieb ich vier Jahr außen, bis daß mich mein Vater wieder fordert'.« In diesem einfachen Tone zählt er die Umstände seines Lebens her, ohne sich zur Rechten oder Linken umzusehen, geht er seinen geraden Weg fort, und thut, als wenn alles, was ihm begegnet, so und nicht anders seyn müßte.

In seinen Gemählden, Kupferblättern und Holzstichen, welche zum großen Theil geistliche Vorstellungen enthalten, zeigt unser Dürer eine treue,

handwerksmäßige Aemsigkeit. Das Gemüth, welches ihm das Streben nach dieser in feinen Linien ausgeführten Vollendung, das man so offen und unverstellt in seinen Werken erblickt, einflößte, und welches ihn trieb, den besten und richtigsten Proportionen des menschlichen Körpers sorgfältig nachzuspüren, und sie in einem Buche aufzubewahren, welches nachher in allen Sprachen übersetzt, allen zeichnenden Völkern zum Canon diente: dieß war eben dasselbe Gemüth, welches ihn auch im Leben und Handeln überall das Rechte und Gute so verfolgen hieß. Obgleich aber die Posaune der Fama in den besten Ländern Europa's, (nähmlich außer dem deutschen Reiche in Italien, Frankreich, Spanien, Holland und England,) weit und breit seinen Nahmen ausrief und verherrlichte, so daß er sowohl von den berühmtesten Mahlern damahliger Zeit, als von Kaisern und Königen, der größten Ehren genoß, welches seinem Vater, dem ehrlichen Goldschmidt, keineswegs begegnet war; so wich der theure Mann doch in der Art zu leben gar nicht von diesem ab, sondern setzte den Pilgerstab seiner irdischen Wanderschaft eben so Schritt vor Schritt, still und bedächtig fort, und war ein künstlicher und reiner Mann.

Aus solchen Beyspielen wird man ersehen, daß, wo Kunst und Religion sich vereinigen, aus

ihren zusammenfließenden Strömen der schönste Lebensstrom sich ergießt.

So wie aber diese zwey großen göttlichen Wesen, die Religion und die Kunst, die besten Führerinnen des Menschen für sein äußeres, wirkliches Leben sind; so sind auch für das innere, geistige Leben des menschlichen Gemüths ihre Schätze die allerreichhaltigsten und köstlichsten Fundgruben der Gedanken und Gefühle, und es ist mir eine sehr bedeutende und geheimnißvolle Vorstellung, wenn ich sie zweyen magischen Hohlspiegeln vergleiche, die mir alle Dinge der Welt sinnbildlich abspiegeln, durch deren Zauberbilder hindurch ich den wahren Geist aller Dinge erkennen und verstehen lerne. —

14.

Die Peterskirche.

Erhabenes Wunder der Welt! Mein Geist erhebt sich in heiliger Trunkenheit, wenn ich deine unermeßliche Pracht anstaune! Du erweckest mit deiner stummen Unendlichkeit Gedanken auf Gedanken, und lässest das bewundernde Gemüth nimmer in Ruhe kommen.

Ein ganzes Jahrhundert hat gesammelt an deiner steinernen Größe, und auf zahllosen Menschenleben bist du emporgestiegen zu dieser Höhe! —

In nackten Steinbrüchen ist euer Vaterland, ihr mächtigen Mauern und Säulen! Manche grobe Hand hat dort für kümmerlichen Lohn der trotzigen rohen Natur ihre Marmorfelsen abgezwungen, unbekümmert, was jemahls aus dem unförmlichen Klumpen würde; nur sein Eisen, sein Werkzeug war täglich des Arbeiters einziger Gedanke, bis er es einst zum letzten Mahle in die Hand nahm, und starb.

Wie Mancher, den nichts anders auf der Welt kümmerte, als diese Steine, einen fest auf den andern zu schichten für einen geringen Lohn, ist darüber von der Erde gegangen! Wie Mancher, dessen

Geschäft es war, diese Säulen und Gebälke mit allen kleinen Zierden in freyen, reinen Linien auszuhauen, und der innerlich recht stolz seyn mochte auf einen schönen Säulenknauf, der sich jetzt in dem unendlichen Ganzen verliert, hat sein Auge geschlossen, und kein Auge der Welt vielleicht hat den Säulenknauf wieder achtsam betrachtet, nach dem letzten Mahle, da er ihn mit Freuden ansah.

Eine ganze Reihe von Meistern der Baukunst sind an der Schöpfung dieses Colosses vorübergegangen: sie waren es, die durch Zeichnungen und Modelle von kleinem Umfange alle die hundert groben Hände regierten, und alle die unförmlichen Kinder der Felsen zu schönen Gestalten zusammenzauberten, und der eine größeste der Meister war es, der durch ein dürres Zahlengewebe um krumme Linien auf geringem Papier der ungeheuren Kuppel das Gesetz vorschrieb, die Last der Mauern kühn zu besteigen, und sich hoch in Lüften hängend zu erhalten.

Und auch eine ganze Reihe der Statthalter des heiligen Stuhls, welche durch armselige kleine Metallstücke, die sie von ihren todten, stillen Schatzkammern in die Welt streuten, wie durch electrische Funken aus der schlafenden Kraft der groben Hände, der schlafenden Kunst der Steinarbeiter den schönträumenden Geistern der Architecten, eine vereinigte, sichtbare Wirklichkeit ans Tageslicht zogen, —

welche, durch die millionen Mahl wiederhohlte elende Einförmigkeit dieser bedeutungslosen Metallstücke, ein so geistreiches Wunderwerk von so unerschöpflicher Schönheit und Erhabenheit für die Welt und die menschliche Würde eintauschten: — auch diese sind längst von ihrem glänzenden Stuhle aufgestanden, und haben ihren heiligen Fuß demüthig in eben das dunkle Land gesetzt, wohin die Millionen, die sie als Gottes Statthalter anbetheten, eingegangen sind.

Wie mannichfache menschliche Spuren reden aus allen deinen Steinen hervor! Wie viele Leben sind an deiner Schöpfung zerschellt! Und du stehst, ein unsterblicher Bau, stützest dich auf deinen starken Mauern, und siehest unerschrocken hinaus in lange Jahrhunderte. —

Die tausend einzelnen Steine der Felsen, die unförmlichen Massen, die verstümmelten Gliedern glichen, haben sich zu schlanken Säulen vereinigt, deren erhabene Gestalt das Auge mit liebevollen Blicken umschlingt, oder zur Kuppel, an deren sanften, mächtigen Wölbung der Blick jauchzend hinaufschwebt. Verschwunden sind die unzähligen verstümmelten Glieder: es steht ein Ganzes von Mauern und Säulen da, als wäre es beym Bau der Welt von Riesen aus reichem Thone gebildet, oder aus zerschmelzten Felsen in ungeheuren Formen gegossen. — Und die erstaunenswürdige Wirk-

lichkeit dieses unglaublichen Traums, welche die Einbildungskraft erschreckt, worauf beruht sie, als auf ein paar flüchtigen Worten und Federstrichen jener dreyfach bekrönten Häupter?

Doch du prangst in deinem Daseyn, und hast nichts mehr an dir von deinem Ursprunge. Menschen erschufen dich, und du bist höherer Natur als das Geschlecht deiner Schöpfer, lässest die sterblichen Scharen langer Jahrhunderte niederknien unter deinem Dome, und umhüllst sie mit der Gottheit, die ewig aus deinen Mauern spricht.

Wohl dem vergänglichen Menschen, daß er Unvergänglichkeit zu schaffen vermag! Wohl dem Schwachen und Unheiligen, daß er erhabene Heiligkeit gebähren kann, wovor er selber niederkniet! Unter dem Himmel der frommen Kunst treibt die sterbliche Zeugungskraft eine goldene Frucht, edler als Stamm und Wurzel, hervor; die Wurzel mag vergehen, die goldene Frucht verschließt göttliche Kräfte. — Die Menschen sind nur die Pforten, durch welche seit der Erschaffung der Welt die göttlichen Kräfte zur Erde gelangen, und in der Religion und dauernden Kunst uns sichtbar erscheinen.

Ein herrlich-kühner Gedanke ist es, die Formen der Schönheit, die uns in kleinen vergänglichen Werken gefallen, in gewaltigen Räumen, majestätisch, mit Felsen für die Ewigkeit aufzuführen. Eine sehr edle Kunst, die, alle menschliche

Gestalt und Sprache verachtend, denen die sämmtlichen übrigen Künste dienstbar sind, allein darauf stolz ist, ein mächtiggroßes sinnliches Bild der schönen Regelmäßigkeit, der Festigkeit und Zweckmäßigkeit, dieser Angeltugenden und allgemeinen Ur- und Musterbilder in der menschlichen Seele vor unser Auge zu stellen. Ihre Werke sind (gleich der harmonischen Wissenschaft der Weisheit in der Seele des Weisen,) ein fest in sich verbundener schöner Zusammenhang von tragenden und getragenen Massen, von kühn hinanstrebenden Säulen und Wänden und von schützenden, ruhig schwebenden und herabsehenden Decken und Gewölben. Frey unter Gottes Himmel stehen ihre Werke, und wurzeln unmittelbar in dem Erdenrund, dem Schauplatze aller Dinge; sie lassen sich nicht, wie die Werke der andern Künste, mit Händen regieren, das Geschlecht, das sie hervorbrachte, geht in sie hinein, fühlt sich von ihnen umschlossen, und sie sind die edlen Gefäße, die alle andere Kunst und Wissenschaft, ja die edelste Thätigkeit der Welt, in ihren Räumen bewahren.

Was können sie größeres bewahren und umschließen, als das Streben des Menschen nach der Gottheit? O, da müssen sich ihre Mauern erweitern, und ihre Kuppeln erheben, so weit sie vermögen, um einen mächtigen Raum zu umspannen, um viele, viele Kinder der Erde in Einen mütter-

lichen Schoß zu sammeln, auf daß die einsam umherirrende Andacht von Tausenden, unter dieser Wölbung versammelt und von der ewigen Umarmung dieser heiligen Mauern umfangen, zu Einer vereinigten Flamme zusammenbrenne, und die Gottheit ein würdiges Opfer empfange. Zahllose Mengen der Vergangenheit haben diese heiligen Mauern zur Andacht geweiht, und zahllose der Zukunft erwarten sie sehnlich in ihre Arme zu schließen.

Ich höre sie wohl, die vernünftigen Weisen, die spotten und sprechen: »Was soll der Welt die todte, unfruchtbare Pracht? Im engen, ungeschmückten Raume bethet der Mensch so fromm, — und viele Dürftige, nebst Witwen und Waisen, hätten wir gespeiset und gekleidet von diesen steinernen Schätzen.« — Ich weiß es wohl, daß man der Kunst und auch der Religion es bitter verarget, wenn sie in reicher, königlicher Pracht sich vor der Welt erheben. Es mögen dieß sehr festgegründete Gedanken der menschlichen Vernunft seyn, aber doch sind es nicht die Gedanken der schaffenden Vorsicht.

Nach einem durch menschliche Vernunft berechneten Gleichmaße und einer strengen, geistigen Ordnung der Dinge, wollen die Weisen unsere Erde neu erschaffen. Aber was ist die Erde, als ein uns hörbarer Laut aus der verborgenen Harmonie der Sphären? — ein uns sichtbarer flüchtiger Blitz aus den verborgenen dunkeln Wolken des Welt-

alls? — und was sind wir? — — Jenes gewaltsame Auf- und Niederwallen der irdischen Dinge, — daß sich das Hohe zum Hohen gesellt, und die Flächen und Tiefen verwahrlos't vergehen, — erscheint mir nicht anders als der eigenthümliche, geheimnißvolle Pulsschlag, das furchtbare, unverständliche Athemhohlen des Erdgeschöpfs. Wenn die Erde große und erhabene Dinge zum wirklichen, körperlichen Daseyn bringen will, so bleibt ihr Streben immer irdisch, und sie kennt für Größe und Erhabenheit keine würdigere Gefährten, als irdische Schätze. — So hat auch selbst die leblose Natur, recht im irdischen Sinne, die wunderbare Schönheit ihrer Gebirge noch mit dem unterirdischen Überflusse der kostbaren Metalle verschwenderisch belohnt, indeß endlose Wüsteneyen unter ihrer kargen Hand verschmachten.

Drum schweige, menschlicher Witz, und laßt euch bezaubern, ihr frommen Sinnen, von der erhaben-übermüthigen Pracht. — —

Aber ach! selbst dieses Wunder der Welt, wie verschwindet es in der kleinen Unendlichkeit der Dinge dieser Erde! — Es schrumpft zusammen, wenn das Auge sich eine kurze Spanne entfernt, und ist nicht da für alle übrige Welt. Ganze Welttheile haben nie davon gehört, und selbst Tausende, die es sehen, haben an wichtigere Dinge zu denken, und gehen gleichgültig vorüber.

15.

Brief eines jungen deutschen Mahlers in Rom an seinen Freund in Nürnberg.

Theurer Bruder und Genosse!

Lange ist es schon, ich weiß es wohl, daß ich dir nicht geschrieben habe, so oft ich auch mit inniger Liebe an dich dachte; denn es gibt Stunden im Leben, in denen den beflügelten Gedanken alles Aeußere zu langsam von Statten geht, wo die Seele sich selbst mit Vorstellungen abarbeitet, und eben deßwegen äußerlich nichts geschieht. Eine solche Epoche habe ich jetzt erlebt, und nun, da ich innerlich wieder etwas zur Ruhe bin, nehme ich auch zugleich die Feder, um dir, geliebter Sebastian, meinem werthesten Jugendfreunde, zu berichten, wie es mir ergangen, und was sich mit mir zugetragen hat.

Soll ich dir weitläuftig schreiben, wie das gelobte Land Italia beschaffen sey, und mich in

unzusammenhängende Bewunderungen ergießen! Es finden da keine Worte ihren rechten Platz, denn wie mag ich, der Sprache so ganz unkundig, dir den hellen Himmel, die weiten paradiesischen Aussichten, durch die die erquickende Luft spielend ziehet, würdig darzustellen? Weiß ich doch kaum in meinem eigenthümlichen Handwerke Farben und Striche aufzufinden, um das, was ich innerlich sehe und fasse, auf die Leinwand hinzuzeichnen.

So verschieden aber auch alles hier seyn mag, was Himmel und Erde betrifft, so läßt es sich doch noch eher ahnden und glauben, als dasjenige, was ich dir von der Kunst zu sagen habe. Ihr mögt da in Deutschland fleißig zusammen mahlen, lieber Sebastian, du und unser überaus theurer Lehrer Albrecht Dürer; aber wenn ihr hierher plötzlich verschlagen würdet, so würdet ihr wahrlich wie zwey Gestorbene seyn, die sich im Himmel noch nicht zurecht zu finden wissen. Da seh' ich in Gedanken den künstlichen Meister Albrecht auf seinem Schemel sitzend, und mit einer kindischen fast rührenden Ämsigkeit an einem feinen Stückchen Holze schnitzeln, wie er die Erfindung und Ausführung wohl überlegt, und das angefangene Kunststück zu wiederhohlten Mahlen betrachtet; ich sehe seine weite ausgetäfelte Stube und die runden Scheiben, und dich mit dem unermüdlichen getreuen Fleiße vor einer Copey, und wie die jüngern Schüler ab-

und zugehen, und der alte Meister Dürer manches kluge und manches lustige Wort fallen läßt; dann sehe ich unsre Hausfrau hereintreten, oder den wohlberedten Wilibald Pirkheimer, der die Gemähld« und Zeichnungen betrachtet, und mit Albrecht einen lebhaften Disput anfängt, — und wenn ich mir dieß alles eigentlich in meinen Gedanken vorstelle, so kann ich ordentlich nicht recht begreifen, wie ich hierher gekommen bin, und wie hier alles so anders ist.

Erinnerst du dich noch der Zeit, als wir zuerst bey unserm Meister in die Lehre gegeben wurden, und wir es gar nicht begreifen konnten, daß aus den Farben, die wir rieben, ein Gesicht oder ein Baum hervorgehen sollte? Mit welchem Erstaunen betrachteten wir dann den Meister Albrecht, der immer alles so wohl anzuwenden wußte, und nie über die Ausführung seiner größten Sachen in Verlegenheit kam! Ich war oft wie im Traume, wenn ich aus der Mahlerstube ging, um ihm Wein und Brot einzukaufen, und ich meinte sogar in manchen Stunden, wenn alle die übrigen unkünstlichen Menschen, Handwerker oder Bauern, an mir vorübergingen, er müsse wohl gar ein Zauberer seyn, daß sich das Leblose so auf seinen Ruf zurechtfinde, und gleichsam lebendig werde.

Aber was würde ich erst gesagt oder gefühlt haben, hätte man mir damahls die verklärten Ange-

sichter Raphaels vor die kindischen Augen gehalten! Ach, lieber Sebastian, wenn ich sie verstanden hätte, so wäre ich gewiß in meine Knie gesunken, und hätte meine ganze junge Seele in Andacht, Thränen und Anbethung aufgelöst; denn bey unserm großen Dürer findet man doch noch das Irdische heraus, man begreift es doch, wie ein künstlicher und wohlgeübter Mann auf diese Gesichter und Erfindungen verfallen konnte; — wenn wir recht mit den Augen in das Gemählde einwurzeln, so können wir fast die gefärbten Figuren wieder vertreiben, und das leere, einfache Bret darunter entdecken: — aber bey diesem Meister, mein Theurer, ist alles so wunderbar eingerichtet, daß du ganz vergissest, daß es Farben und eine Mahlerkunst gibt, und dich nur innerlich vor den himmlischen, und doch so herz-menschlichen Gestalten mit der wärmsten Liebe demüthigst, und ihnen dein Herz und deine Seele zueignest. — Glaube nicht, daß ich aus jugendlichem Eifer übertreibe; du kannst es dir nicht vorstellen und nicht fassen, wenn du nicht selber kommst und siehest.

Überhaupt, lieber Sebastian, ist diese Erde durch die Kunst ein gar herrlicher und lieblicher Aufenthalt; ich habe es erst jetzt empfunden, wie ein unsichtbares Wesen in unserm Herzen wohnt, das allgewaltig von den großen Kunstwerken angezogen wird. — Und wenn ich dir alles gestehen

soll, mein theurer Jugendfreund, (wie ich es denn muß, denn ich fühle mich mit Gewalt dazu hingezogen,) so liebe ich jetzt ein Mädchen, die meinem Herzen über alles geht, und ich werde von ihr wieder geliebt. Mein Sinn taumelt also in einem ewigen Frühlingsglanze umher, und ich möchte in manchen Stunden des Entzückens sagen, daß die Welt und die Sonne des Himmels ihren Glanz von mir erborgten, wenn es nicht zu frech wäre, seine Freude auf diese Art aussprechen zu wollen. Mit inniger Rührung habe ich seit lange ihre Züge in den besten Gemählden aufgesucht, und sie immer bey meinen liebsten Meistern gefunden. Ich bin mit ihr verlobt, und in wenigen Tagen werden wir unsere Hochzeit feyern; du siehest also, daß ich nicht Lust habe nach unserm Deutschlande zurückzukehren, ich hoffe dich aber bald hier in Rom zu umarmen.

Beschreiben kann ich dir es nicht, wie Mariens Herz immer um das Wohl meiner Seele besorgt war, als sie hörte, daß auch ich der neuen Lehre zugethan sey. Sie bath mich oft inbrünstig, zum alten, wahren Glauben zurückzukehren, und ihre liebevollen Reden brachten oft meine ganze Phantasie, und alles, was ich für meine Überzeugungen hielt, in Unordnung. — Von dem, was ich dir nun schreiben werde, sage nichts unserm vielgeliebten Meister Dürer; denn ich weiß, daß es nur

sein Herz kränken würde, und es könnte doch weder mir noch ihm weiter fruchten.

Ich ging neülich in die Rotonda, weil ein großes Fest war, und eine prächtige lateinische Musik sollte aufgeführt werden, oder eigentlich anfangs nur um meine Geliebte dort unter der bethenden Menge wieder zu sehen, und mich an ihrer himmlischen Andacht zu bessern. Der herrliche Tempel, die wimmelnde Menge Volks, die nach und nach hereindrang, und mich immer enger umgab, die glänzenden Vorbereitungen, das alles stimmte mein Gemüth zu einer wunderbaren Aufmerksamkeit. Mir war sehr feyerlich zu Muthe, und wenn ich auch, wie es einem bey solchem Getümmel zu gehen pflegt, nichts deutlich und hell dachte, so wühlte es doch auf eine so seltsame Art in meinem Innern, als wenn auch in mir selber etwas Besonderes vorgehen sollte. Auf einmahl ward alles stiller, und über uns hub die allmächtige Musik, in langsamen, vollen, gedehnten Zügen an, als wenn ein unsichtbarer Wind über unsern Häuptern wehte: sie wälzte sich in immer größeren Wogen fort, wie ein Meer, und die Töne zogen meine Seele ganz aus ihrem Körper heraus. Mein Herz klopfte, und ich fühlte eine mächtige Sehnsucht nach etwas Großem und Erhabenen, was ich umfangen könnte. Der volle lateinische Gesang, der sich steigend und fallend durch die schwellenden Töne

der Musik durchdrängte, gleich wie Schiffe, die durch Wellen des Meeres segeln, hob mein Gemüth immer höher empor. Und indem die Musik auf diese Wiese mein ganzes Wesen durchdrungen hatte, und alle meine Adern durchlief, — da hob ich meinen in mich gekehrten Blick, und sah um mich her, — und der ganze Tempel ward lebendig vor meinen Augen, so trunken hatte mich die Musik gemacht. In dem Moment hörte sie auf; ein Pater trat vor den Hochaltar, erhob mit einer begeisterten Geberde die Hostie, und zeigte sie allem Volke, — und alles Volk sank in die Knie, und Posaunen, und ich weiß selbst nicht was für allmächtige Töne, schmetterten und dröhnten eine erhabene Andacht durch alles Gebein. Alles, dicht um mich herum, sank nieder, und eine geheime, wunderbare Macht zog auch mich unwiderstehlich zu Boden, und ich hätte mich mit aller Gewalt nicht aufrecht erhalten können. Und wie ich nun mit gebeugtem Haupte kniete, und mein Herz in der Brust flog, da hob eine unbekannte Macht meinen Blick wieder; ich sah um mich her, und es kam mir ganz deutlich vor, als wenn alle die Katholiken, Männer und Weiber, die auf den Knien lagen, und, den Blick bald in sich gekehrt, bald auf den Himmel gerichtet, sich inbrünstig kreuzten, und sich vor die Brust schlugen, und die bethenden Lippen rührten, als wenn alle um meiner Seelen

Seligkeit zu dem Vater im Himmel betheten, als wenn alle die Hunderte um mich herum um den einen Verlorenen in ihrer Mitte fleheten, und mich in ihrer stillen Andacht mit unwiderstehlicher Gewalt zu ihrem Glauben hinüberzögen. Da sah ich seitwärts nach Marien hin, ihr Blick begegnete dem meinigen, und ich sah eine große, heilige Thräne aus ihrem blauen Auge dringen. Ich wußte nicht wie mir war, ich konnte ihren Blick nicht aushalten, ich wandte den Kopf seitwärts, mein Auge traf auf einen Altar, und ein Gemählde Christi am Kreuze sah mich mit unaussprechlicher Wehmuth an, — und die mächtigen Säulen des Tempels erhoben sich anbethungswürdig, wie Apostel und Heilige, vor meinen Augen, und schauten mit ihren Capitälern voll Hoheit auf mich herab, — und das unendliche Kuppelgewölbe beugte sich wie der allumfassende Himmel über mich her, und segnete meine frommen Entschließungen ein.

Ich konnte nach der geendigten Feyerlichkeit den Tempel nicht verlassen; ich warf mich in einer Ecke nieder und weinte, und ging dann mit zerknirschtem Herzen vor allen Heiligen, vor allen Gemählden vorüber, und es war wir, als dürfte ich sie nun erst recht betrachten und verehren.

Ich konnte der Gewalt in mir nicht widerstehen: — ich bin nun, theurer Sebastian, zu jenem Glauben hinübergetreten, und ich fühle mein Herz

froh und leicht. Die Kunst hat mich allmächtig hinübergezogen, und ich darf wohl sagen, daß ich nun erst die Kunst so recht verstehe und innerlich fasse. Kannst du es nennen, was mich so verwandelt, was wie mit Engelsstimmen in meine Seele hineingeredet hat, so gib ihm einen Nahmen, und belehre mich über mich selbst; ich folgte bloß meinem innerlichen Geiste, meinem Blute, von dem mir jetzt jeder Tropfen geläuterter vorkömmt.

Ach! glaubte ich denn nicht schon ehemahls die heiligen Geschichten und die Wunderwerke, die uns unbegreiflich scheinen? Kannst du ein hohes Bild recht verstehen, und mit heiliger Andacht es betrachten, ohne in diesem Momente die Darstellung zu glauben? Und was ist es denn nun mehr, wenn diese Poesie der göttlichen Kunst bey mir länger wirkt?

Dein Herz wird sich dem meinigen gewiß nicht abwenden, das ist nicht möglich, Sebastian, und so laß uns denn zu demselben Gotte bethen, daß er unser Gemüth hinführo immer mehr erleuchte, und die wahre Frömmigkeit auf uns herniedergieße: nicht wahr, Freund meiner Jugend, das übrige soll und kann uns nicht trennen?

Lebe recht wohl, und grüße herzlich unsern Meister. Wenn du auch nicht meiner Meinung bist, wird dir dieser Brief doch gewiß Freude machen, denn du erfährst, daß ich glücklich bin.

16.

Die Bildnisse der Mahler.

Die Muse tritt mit einem jungen Künstler in den Gemähldesaal.

Die Muse.

Wandle hier mit stillem, heiterm Ernste,
Freundlich beygesellt den großen Meistern,
Die mit Liebe deinen Busen füllen,
Ruhe hier, nach ihren theuren Werken,
Im Beschauen ihrer Häupter aus.

Der Jüngling.

Wie fühl' ich mich hingezogen!
Wie pocht mein Herz
Den süßen, labenden Blicken entgegen!
Ach! wie demüthigt ihr mich,
Daß ihr alle so ernst nach mir,
Wie nach Einem Mittelpunkte schaut.
Wie fühl' ich mich verwandt zu euch,
Und wie entfremdet!
Kühn möcht' ich jetzt den Pinsel fassen,
Und herrliche, große Gestalten
Mit fester Hand, mit dreisten Farben zeichnen. —
Und dennoch wag' ich's kaum
Den großen Ahnherrn hier in's Angesicht zu blicken.
Wie unter Geistern bin ich festgebannt, —
Und wunderbare Lichter fallen
Von allen Bildern hier

In meinen dämmernden, ahndungsvollen Sinn. —
Wie nannte sich dieser Greis,
Der mit freundlichen Blicken
Gedankenschwer in seiner eigenen Größe ruht?

Die Muse.

Diese theuren langen Silberhaare,
Die so schön ins Haar des Bartes fallen,
Zierten einst den alten weisen Mahler
Aus Toscana, meinen Leonardo,
Der die große Schule dort gegründet.

Der Jüngling.

Gepriesen sey die Hand, die uns dieß theure Haupt
In ämsger Arbeit aufbewahrt.
Er ist's! ich sehe ihn, wie er sinnt,
Und freundlich in die große weite Natur schaut,
Und wie er rastlos wieder
Nach neuer Erkenntniß trachtet. —
Doch wer ist dieser Mann,
In Blick und Stellung ihm fast ähnlich,
Doch ernst, und tiefer in sich selbst verschlossen?

Die Muse.

Albrecht Dürer, der sich mir ergeben,
Heilig bethend sich an mich gedränget,
Als im fernen wüsten Norden keiner,
Mich und meine Kunst geachtet: fromm und
Einfach war sein Wandel, Kindern ähnlich.
Wie er selbst, sind alle seine Bilder.

Der Jüngling.

Ja, ich erkenne den stillen Fleiß,
Die heilige Demuth des Hochbelobten,
Die innere Arbeit des thätigen Geistes. —
Doch deute mir den Nahmen dieses,
Vor dessen wildem Blick ich heimlich im Innern
Zusammenschaudre, wenn ihn mein Auge trifft!

Die Muse.

Dieser ist der Stolz des Vaterlandes,
Schönstes Kleinod von Toscana, — Staunen
Seiner Nachwelt: sieh' die Kraft des großen
Michel' Angelo Buonarotti.

Der Jüngling.

Ha! der Gewaltige, stark wie ein Löwe!
Der mit Erhabenheiten, mit dem Grausen spielte. —
Aber die Sehnsucht drängt mich fern und ferner, —
Rastlos irr' ich mit meinem Blick umher,
Und immer find' ich nicht was ich suche.
Keine Stirn ist edel und so begeistert,
Kein Auge ernst genug und tief erforschend: —
Abseits und einsam, mit langem Barte,
Wunderbarem Heiligenschein um graue Locken,
Hängt vielleicht der göttliche Raphael.

Die Muse.

Dieser Jüngling hier war Raphael.

Der Jüngling.

Dieser Jüngling? — Unerforschlich, Gott!
Sind deine Wege,
Unerforschlich die tiefen Wunder der Kunst!
Dieses heitere, unbefangene Auge
Sah auf selbsterschaffene Christusbilder,
Madonnen, Heilige und Apostel,
Und alte Weisen, und wilde Schlachten! —
Ach! er scheint nicht älter als ich selber.
Über kleine frohe Spiele scheint er sinnend,
Und das Sinnen wieder scheint ihm Spiel.
Wie ich mich ihm so nah', ach! so vertraulich fühle!
Wie kein Ernst, kein hoher Greisesstolz
Mich Armen rückwärts hält, — wie ich ihm an die Brust
Mit Weinen sinken möchte, und in Freude vergehen!
Ach! er würde mich gern in seine Arme nehmen,
Und freundlich mich über meine Bewunderung,
Über mein Glück zu trösten suchen. —
Nein, ich lasse den Thränen ihren Lauf:
In der schönsten Bildung hat sich in dir
Die himmlische Kunst den Menschenkindern offenbart. —

II.

Aufsätze

über

die Musik.

1.

Das merkwürdige musikalische Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger.

In zwey Hauptstücken.

Erstes Hauptstück.

Ich habe mehrmahls mein Auge rückwärts gewandt, und die Schätze der Kunstgeschichte vergangener Jahrhunderte zu meinem Vergnügen eingesammelt; aber jetzt treibt mich mein Gemüth, einmahl bey den gegenwärtigen Zeiten zu verweilen, und mich an der Geschichte eines Künstlers zu versuchen, den ich seit seiner frühen Jugend kannte, und der mein innigster Freund war. Ach leider bist du bald von der Erde weggegangen, mein Joseph! und nicht so leicht werd' ich deinesgleichen wieder finden. Aber ich will mich daran laben, der Geschichte deines Geistes, von Anfang an, so wie du mir oftmahls in schönen Stunden sehr ausführlich davon erzählt

hast, und so wie ich selbst dich innerlich kennen gelernt habe, in meinen Gedanken nachzugehen, und denen, die Freude daran haben, deine Geschichte erzählen. —

Joseph Berglinger ward in einem kleinen Städtchen im südlichen Deutschlande geboren. Seine Mutter mußte die Welt verlassen, indem sie ihn darein setzte; sein Vater, schon ein ziemlich bejahrter Mann, war Doctor der Arzneygelehrsamkeit, und in dürftigen Vermögensumständen. Das Glück hatte ihm den Rücken gewandt! und es kostete ihn sauren Schweiß, sich und sechs Kinder, (denn Joseph hatte fünf weibliche Geschwister,) durch das Leben zu bringen, zumahl, da ihm nun eine verständige Wirthschafterinn mangelte.

Dieser Vater war ursprünglich ein weicher und sehr gutherziger Mann, der nichts lieber thun mochte, als helfen, rathen und Almosen geben, so viel er nur vermögend war; der nach einer guten That besser schlief als gewöhnlich; der lange, mit herzlicher Rührung und Dank gegen Gott, von den guten Früchten seines Herzens zehren konnte, und seinen Geist am liebsten mit rührenden Empfindungen nährte. Mann muß in der That allemahl von tiefer Wehmuth und herzlicher Liebe ergriffen werden, wenn man die beneidenswerthe Einfachheit dieser Seelen betrachtet, welche in den gewöhnlichen Äußerungen des guten Herzens einen so unerschöpfli-

chen Abgrund von Herrlichkeit finden, daß dieß völlig ihr Himmel auf Erden ist, wodurch sie mit der ganzen Welt versöhnt, und immer in zufriedenem Wohlbehagen erhalten werden. Joseph hatte ganz diese Empfindung, wenn er seinen Vater betrachtete; — aber ihn hatte der Himmel nun einmahl so eingerichtet, daß er immer nach etwas noch Höherem trachtete; es genügte ihm nicht die bloße Gesundheit der Seele, und daß sie ihre ordentlichen Geschäfte auf Erden, als arbeiten und Gutes thun, verrichtete; — er wollte, daß sie auch in üppigem Übermuthe dahertanzen, und zum Himmel, als zu ihrem Ursprunge, hinaufjauchzen sollte.

Das Gemüth seines Vaters war aber auch noch aus andern Dingen zusammengesetzt. Er war ein ämsiger und gewissenhafter Arzt, der Zeit seines Lebens an nichts als an der Kenntniß der seltsamen Dinge, die im menschlichen Körper verborgen liegen, und an der weitläuftigen Wissenschaft aller jammervollen menschlichen Gebrechen und Krankheiten seine Lust gehabt hatte. Dieses eifrige Studium nun war ihm, wie es öfters zu geschehen pflegt, ein heimliches, nervenbetäubendes Gift geworden, das alle seine Adern durchdrang, und viele klingende Saiten des menschlichen Busens bey ihm zernagte. Dazu kam der Mißmuth über das Elend seiner Dürftigkeit, und endlich das Alter. Alles dieses zehrte an der ursprünglichen Güte seines Ge=

müths; denn bey nicht starken Seelen geht alles, womit der Mensch zu schaffen hat, in sein Blut über, und verwandelt sein Inneres, ohne daß er es selber weiß.

Die Kinder des alten Arztes wuchsen bey ihm auf, wie Unkraut in einem verwilderten Garten. Josephs Schwestern waren theils kränklich, theils von schwachem Geiste, und führten ein kläglich einsames Leben in ihrer dunklen kleinen Stube.

In diese Familie konnte Niemand weniger passen als Joseph, der immer in schöner Einbildung und himmlischen Träumen lebte. Seine Seele glich einem zarten Bäumchen, dessen Samenkorn ein Vogel in das Gemäuer oder Ruinen fallen ließ, wo es zwischen harten Steinen jungfräulich hervorschießet. Er war stets einsam und still für sich, und weidete sich nur an seinen inneren Phantaseyen; drum hielt der Vater auch ihn ein wenig verkehrt und blödes Geistes. Seinen Vater und seine Geschwister liebte er aufrichtig; aber sein Inneres schätzte er über alles, und hielt es vor andern heimlich und verborgen. So hält man ein Schatzkästlein verborgen, zu welchem man den Schlüssel Niemanden in die Hände gibt.

Seine Hauptfreude war von seinen frühesten Jahren an die Musik gewesen. Er hörte zuweilen Jemanden auf dem Claviere spielen, und spielte auch selber etwas. Nach und nach bildete er sich

durch den oft wiederhohlten Genuß auf eine so eigene Weise aus, daß sein Inneres ganz und gar zu Musik ward, und sein Gemüth, von dieser Kunst gelockt, immer in den dämmernden Irrgängen poetischer Empfindung umherschweifte.

Eine vorzügliche Epoche in seinem Leben machte eine Reise nach der bischöflichen Residenz, wohin ein begüterter Anverwandter, der dort wohnte, und der den Knaben liebgewonnen hatte, ihn auf einige Wochen mitnahm. Hier lebte er nun recht im Himmel: sein Geist ward mit tausendfältiger schöner Musik ergetzt, und flatterte nicht anders als ein Schmetterling in warmen Lüften umher.

Vornehmlich besuchte er die Kirchen, und hörte die heiligen Oratorien, Cantilenen und Chöre mit vollem Posaunen- und Trompetenschall unter den hohen Gewölben ertönen, wobey er oft, aus innerer Andacht, demüthig auf den Knien lag. Ehe die Musik anbrach, war es ihm, wenn er so in dem gedrängten, leise murmelnden Gewimmel der Volksmenge stand, als wenn er das gewöhnliche und gemeine Leben der Menschen, als einen großen Jahrmarkt, unmelodisch durcheinander und um sich herum summen hörte; sein Kopf ward von leeren, irdischen Kleinigkeiten betäubt. Erwartungsvoll harrte er auf den ersten Ton der Instrumente; — und indem er nun aus der dumpfen Stille mächtig und langgezogen, gleich dem Wehen eines Windes,

vom Himmel hervorbrach, und die ganze Gewalt der Töne über seinem Haupte daherzog. — da war es ihm, als wenn auf einmahl seiner Seele große Flügel ausgespannt, als wenn er von einer dürren Heide aufgehoben würde, der trübe Wolkenvorhang vor den sterblichen Augen verschwände, und er zum lichten Himmel emporschwebte. Dann hielt er sich mit seinem Körper still und unbeweglich, und heftete die Augen unverrückt auf den Boden. Die Gegenwart versank vor ihm; sein Inneres war von allen irdischen Kleinigkeiten, welche der wahre Staub auf dem Glanze der Seele sind, gereinigt; die Musik durchdrang seine Nerven mit leisen Schauern, und ließ, so wie sie wechselte, mannigfache Bilder vor ihm aufsteigen. So kam es ihm bey manchen frohen und herzerhebenden Gesängen zum Lobe Gottes ganz deutlich vor, als wenn er den König David im langen königlichen Mantel, die Krone auf dem Haupt, vor der Bundeslade lobsingend hertanzen sähe; er sah ein ganzes Entzücken und alle seine Bewegungen, und das Herz hüpfte ihm in der Brust. Tausend schlafende Empfindungen in seinem Busen wurden losgerissen, und bewegten sich wunderbar durcheinander. Ja bey manchen Stellen der Musik endlich schien ein besonderer Lichtstrahl in seine Seele zu fallen; es war ihm, als wenn er dabey auf einmahl weit klüger würde, und mit helleren Augen und einer ge-

wissen erhabenen und ruhigen Wehmuth, auf die ganze wimmelnde Welt herabsähe.

So viel ist gewiß, daß er sich, wenn die Musik geendigt war, und er aus der Kirche herausging, reiner und edler geworden vorkam. Sein ganzes Wesen glühte noch von dem geistigen Weine, der ihn berauscht hatte, und er sah alle Vorübergehende mit andern Augen an. Wenn er dann etwa ein paar Leute auf dem Spaziergange zusammenstehen und lachen, oder sich Neuigkeiten erzählen sah, so machte das einen ganz eignen widrigen Eindruck auf ihn. Er dachte: du mußt Zeitlebens, ohne Aufhören in diesem schönen poetischen Taumel bleiben, und dein ganzes Leben muß eine Musik seyn.

Wenn er dann aber zu seinem Anverwandten zum Mittagsessen ging, und es sich in einer gewöhnlich-lustigen und scherzenden Gesellschaft hatte wohl schmecken lassen, — dann war er unzufrieden, daß er so bald wieder ins prosaische Leben hinabgezogen war, und sein Rausch sich wie eine glänzende Wolke verzogen hatte.

Diese bittere Mißhelligkeit zwischen seinem angebornen ätherischen Enthusiasmus, und dem irdischen Antheil an dem Leben eines jeden Menschen, der jeden täglich aus seinen Schwärmereyen mit Gewalt herabziehet, quälte ihn sein ganzes Leben hindurch. —

Wenn Joseph in einem großen Concerte war, so setzte er sich, ohne auf die glänzende Versammlung der Zuhörer zu blicken, in einen Winkel, und hörte mit eben der Andacht zu, als wenn er in der Kirche wäre, — eben so still und unbeweglich, und mit so vor sich auf den Boden sehenden Augen. Der geringste Ton entschlüpfte ihm nicht, und er war von der angespannten Aufmerksamkeit am Ende ganz schlaff und ermüdet. Seine ewig bewegliche Seele war ganz ein Spiel der Töne; — es war als wenn sie losgebunden vom Körper wäre und freyer umherzitterte, oder auch als wäre sein Körper mit zur Seele geworden, — so frey und leicht ward sein ganzes Wesen von den schönen Harmonien umschlungen, und die feinsten Falten und Biegungen der Töne drückten sich in seiner weichen Seele ab. — Bey fröhlichen und entzückenden vollstimmigen Symphonien, die er vorzüglich liebte, kam es ihm gar oftmahls vor, als säh' er ein munteres Chor von Jünglingen und Mädchen auf einer heitern Wiese tanzen, wie sie vor- und rückwärts hüpften, und wie einzelne Paare zuweilen in Pantomimen zu einander sprachen, und sich dann wieder unter den frohen Haufen mischten. Manche Stellen in der Musik waren ihm so klar und eindringlich, daß die Töne ihm W o r t e zu seyn schienen. Ein andermahl wieder wirkten die Töne eine wunderbare Mischung von Fröhlichkeit und Traurigkeit in sei-

nem Herzen, so daß Lächeln und Weinen ihm gleich nahe war; eine Empfindung, die uns auf unserm Wege durch das Leben so oft begegnet, und die keine Kunst geschickter ist auszudrücken, als die Musik. Und mit welchem Entzücken und Erstaunen hörte er ein solches Tonstück an, das mit einer muntern und heitern Melodie, wie ein Bach, anhebt, aber sich nach und nach unvermerkt und wunderbar in immer trüberen Windungen fortschleppt, und endlich in heftig-lautes Schluchzen ausbricht, oder wie durch wilde Klippen mit ängstigendem Getöse daherrauscht. — Alle diese mannigfaltigen Empfindungen nun drängten in seiner Seele immer entsprechende sinnliche Bilder und neue Gedanken hervor: — eine wunderbare Gabe der Musik, — welche Kunst wohl überhaupt um so mächtiger auf uns wirkt, und alle Kräfte unsers Wesens um so allgemeiner in Aufruhr setzt, je dunkler und geheimnißvoller ihre Sprache ist. —

Die schönen Tage, die Joseph in der bischöflichen Residenz verlebt hatte, waren endlich vorüber, und er mußte wieder nach seiner Vaterstadt in das Haus seines Vaters zurückkehren. Wie traurig war der Rückweg! Wie kläglich und niedergedrückt fühlte er sich wieder in einer Familie, deren ganzes Leben und Weben sich nur um die kümmerliche Befriedigung der nothwendigsten physischen Bedürfnisse drehte, und bey einem Vater, der so wenig in seine

Neigungen einstimmte! Dieser verachtete und verabscheute alle Künste als Dienerinnen ausgelassener Begierden und Leidenschaften und Schmeichlerinnen der vornehmen Welt. Schon von jeher hatte er es mit Mißvergnügen gesehen, daß sein Joseph sich so sehr an die Musik gehängt hatte; und nun, da diese Liebe in dem Knaben immer höher wuchs, machte er einen anhaltenden und ernstlichen Versuch, ihn von dem verderblichen Hange zu einer Kunst, deren Ausübung nicht viel besser als Müssiggang sey, und die bloß die Lüsternheit der Sinne befriedige, zur Medicin, als zu der wohlthätigsten, und für das Menschengeschlecht allgemein-nützlichsten Wissenschaft zu bekehren. Er gab sich viele Mühe, ihn selber in den Anfangsgründen zu unterweisen, und gab ihm Hülfsbücher in die Hände.

Dieß war eine recht quälende und peinliche Lage für den armen Joseph. Er preßte seinen Enthusiasmus heimlich in seine Brust zurück, um seinen Vater nicht zu kränken, und wollte sich zwingen, ob er nicht nebenher eine nützliche Wissenschaft erlernen könnte. Aber das war ein ewiger Kampf in seiner Seele. Er las in seinen Lehrbüchern eine Seite zehenmahl, ohne zu fassen, was er las: — immer sang seine Seele innerlich ihre melodischen Phantasien fort. Der Vater war sehr bekümmert um ihn.

Seine heftige Liebe zur Musik nahm in der

Stille immer mehr überhand. War in einigen Wochen kein Ton in sein Ohr gekommen, so ward er ordentlich am Gemüthe krank; er merkte, daß sein Gefühl zusammenschrumpfte, es entstand eine Leerheit in seinem Innern, und er hatte eine rechte Sehnsucht, sich wieder von den Tönen begeistern zu lassen. Dann konnten selbst gemeine Spieler, an Fest- und Kirchweihtagen, mit ihren Blasinstrumenten ihm Gefühle einflößen, wovon sie selber keine Ahndung hatten. Und so oft in den benachbarten Städten eine schöne große Musik zu hören war, so lief er mit heißer Begierde im heftigsten Schnee, Sturm und Regen hinaus.

Fast täglich rief er sich mit Wehmuth die herrliche Zeit in der bischöflichen Residenz in seinen Gedanken zurück, und stellte sich die köstlichen Sachen, die er dort gehört hatte, wieder vor die Seele. Oftmahls sagte er sich die auswendig-behaltenen, so lieblichen und rührenden Worte des geistlichen Oratoriums vor, welches das erste gewesen war, das er gehört, und welches einen vorzüglich tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte:

Stabat Mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius:
Cujus animam gementem,
Contristantem et dolentem
Pertransivit gladius.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater unigeniti:
Quae moerebat et dolebat
Pia mater, cum videbat
Nati poenas inclyti.

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem, si videret
In tanto supplicio?
Quis non posset contristari
Piam matrem contemplari,
Dolentem cum filio?

Pro peccatis suae gentis,
Vidit Jesum in tormentis,
Et flagellis subditum.
Vidit suum dulcem natum,
Morientem, desolatum,
Dum emisit spiritum.

Eja mater! fons amoris,
Me sentire vim doloris
Fac, ut tecum lugeam.
Fac, ut ardeat cor meum,
In amando Christum Deum,
Ut sibi complaceam.

Sancta mater istud agas,
Crucifixi fige plagas
Cordi meo valide:
Tui nati vulnerati,
Tam dignati pro me pati,
Poenas mecum divide.

Fac me vere tecum flere,
Crucifixo condolere,
Donec ego vixero.
Juxta crucem tecum stare,
Me libenter sociare
In planctu desidero.

Virgo virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac me tecum plangere,
Fac, ut portem Christi mortem,
Passionis ejus sortem,
Et plagas recolere.

Fac me plagis vulnerari,
Cruce hac inebriari,
Ob amorem filii.
Inflammatus et accensus,
Per te, virgo, sim defensus
In die judicii.

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia.
Quanto corpus morietur,
Fac ut anime donetur
Paradisi gloria.

Ach aber! — wenn ihm nun so eine entzückte Stunde, da er in ätherischen Träumen lebte, oder da er eben ganz berauscht von dem Genuß einer herrlichen Musik kam, dadurch unterbrochen wurde, daß seine Geschwister sich um ein neues Kleid zank-

ten, oder daß sein Vater der ältesten nicht hinreichend Geld zur Wirthschaft geben konnte, oder der Vater von einem recht elenden, jammervollen Kranken erzählte, oder daß eine alte, ganz krummgebückte Bettelfrau an die Thür kam, die sich in ihren Lumpen vor dem Winterfrost nicht schützen konnte; — ach! es gibt in der Welt keine so entsetzlich bittere, so herzdurchschneidende Empfindung, als von der Joseph alsdann zerrissen ward. Er dachte: »Lieber Gott! ist denn das die Welt wie sie ist? und ist es denn dein Wille, daß ich mich so unter das Gedränge des Haufens mischen, und an dem gemeinen Elend Antheil nehmen soll? Und doch sieht es so aus, und mein Vater predigt es immer, daß es die Pflicht und Bestimmung des Menschen sey, sich darunter zu mischen, und Rath und Allmosen zu geben, und ekelhafte Wunden zu verbinden, und häßliche Krankheiten zu heilen! Und doch ruft mir wieder eine innere Stimme ganz laut zu: Nein! Nein! du bist zu einem höheren, edleren Ziel geboren!« — Mit solchen Gedanken quälte er sich oft lange, und konnte keinen Ausweg finden; allein eh' er es sich versah, waren die widrige Bilder, die ihn gewaltsam in den Schlam dieser Erde herabzuziehen schienen, aus seiner Seele verwischt, und sein Geist schwärmte wieder ungestört in den Lüften umher.

Allmählig ward er nun ganz und gar der Über-

zeugung, daß er von Gott deßhalb auf die Welt gesetzt sey, um ein recht vorzüglicher Künstler in der Musik zu werden; und zuweilen dachte er wohl daran, daß der Himmel ihn aus der trüben und engen Dürftigkeit, worin er seine Jugend hinbringen mußte, zu desto höherem Glanze hervorziehen werde. Viele werden es für eine romanhafte und unnatürliche Erdichtung halten, allein es ist reine Wahrheit, wenn ich erzähle, daß er oftmahls in seiner Einsamkeit, aus inbrünstigem Triebe seines Herzens, auf die Knie fiel, und Gott bath, er möchte ihn doch also führen, daß er einst ein recht herrlicher Künstler vor dem Himmel und vor der Erde werden möchte. In dieser Zeit, da sein Blut, von den immer auf denselben Fleck gehefteten Vorstellungen bedrängt, oft in heftiger Wallung war, schrieb er mehrere kleine Gedichte nieder, die seinen Zustand, oder das Lob der Tonkunst schilderten, und die er mit großer Freude, auf seine kindisch-gefühlvolle Weise in Musik setzte, ohne die Regeln zu kennen. Eine Probe von diesen Liedern ist folgendes Gebeth, welches er an diejenige unter den Heiligen richtete, die als Beschützerinn der Tonkunst verehrt wird:

Siehe wie ich trostlos weine
In dem Kämmerl in alleine,
Heilige Cäcilia!
Sieh' mich aller Welt entfliehen,
Um hier still vor dir zu knien;
Ach ich bethe, sey mir nah!

Deine wunderbaren Töne,
Denen ich verzaubert fröhne,
Haben mein Gemüth verrückt.
Löse doch die Angst der Sinnen, —
Laß mich in Gesang zerrinnen,
Der mein Herz so sehr entzückt.

Möchtest du auf Harfensaiten
Meinen schwachen Finger leiten,
Daß Empfindung aus ihm quillt;
Daß mein Spiel in tausend Herzen
Laut Entzücken, süße Schmerzen
Beydes hebt und wieder stillt.

Möcht' ich einst mit lautem Schalle
In des Tempels voller Halle
Ein erhabnes Gloria
Dir und allen Heil'gen weihen,
Tausend Christen zu erfreuen:
Heilige Cäcilia!

Öffne mir der Menschen Geister,
Daß ich ihrer Seelen Meister
Durch die Kraft der Töne sey;
Daß mein Geist die Welt durchklinge,
Sympathetisch sie durchdringe,
Sie berausch' in Phantasey!

Über ein Jahr lang wohl quälte sich und brütete der arme Joseph in der Einsamkeit über einen Schritt, den er thun wollte. Eine unwiderstehliche Macht zog seinen Geist nach der herrlichen Stadt zurück, die er als ein Paradies für sich betrachtete;

denn er brannte für Begierde, dort seine Kunst von Grund aus zu erlernen. Das Verhältniß gegen seinen Vater aber preßte sein Herz ganz zusammen. Dieser hatte wohl gemerkt, daß Joseph sich gar nicht mehr mit Ernst und Eifer in seiner Wissenschaft anlegen wollte, hatte ihn auch schon halb aufgegeben, und sich in seinen Mißmuth, der mit zunehmendem Alter immer stärker ward, zurückgezogen. Er gab sich wenig mehr mit dem Knaben ab. Joseph indessen verlor darum sein kindliches Gefühl nicht, es kämpfte ewig mit seiner Neigung, und er konnte immer nicht das Herz fassen, in des Vaters Gegenwart über die Lippen zu bringen, was er ihm zu entdecken hatte. Ganze Tage lang peinigte er sich, alles gegen einander abzuwägen, aber er konnte und konnte aus dem entsetzlichen Abgrunde von Zweifeln nicht herauskommen: all' sein inbrünstiges Bethen wollte nichts fruchten, das stieß ihm beynahe das Herz ab. Von dem über alles trübseligen und peinlichen Zustande, worin er sich damahls befand, zeugen auch folgende Zeilen, die ich unter seinen Papieren gefunden habe:

Ach, was ist es, das mich also dränget,
Mich mit heißen Armen eng umfänget,
Daß ich mit ihm fern von hinnen ziehen,
Daß ich soll dem Vaterhaus' entfliehen?
Ach was muß ich ohne mein Verschulden
Für Versuchung und für Marter dulden!

Gottes Sohn! um deiner Wunden willen,
Kannst du nicht die Angst des Herzens stillen?
Kannst du mir nicht Offenbarung schenken,
Was ich innerlich soll wohl bedenken?
Kannst du mir die rechte Bahn nicht zeigen?
Nicht mein Herz zum rechten Wege neigen?

Wenn du mich nicht bald zu dir errettest,
Oder, in den Schooß der Erde bettest,
Muß ich mich der fremden Macht ergeben,
Muß, geängstigt, dem zu Willen leben,
Was mich zieht von meines Vaters Seite,
Unbekannten Mächten Raub und Beute! —

Seine Angst ward immer größer, — die Versuchung nach der herrlichen Stadt zu entfliehen, immer stärker. Wird denn aber, dachte er, der Himmel dir nicht zu Hülfe kommen? wird er dir gar kein Zeichen geben? — Seine Leidenschaft erreichte endlich den höchsten Gipfel, als sein Vater bey einer häuslichen Mißhelligkeit ihn einmahl mit einer ganz andern Art, als gewöhnlich, anfuhr, und ihm seitdem immer zurückstoßend begegnete. Nun war es beschlossen; allen Zweifeln und Bedenklichkeiten wies er von nun an die Thür; er wollte nun durchaus nicht mehr überlegen. Das Osterfest war nahe; das wollte er noch zu Hause mitfeyern, aber sobald es vorüber wäre, — in die weite Welt.

Es war vorüber. Er wartete den ersten schö-

nen Morgen ab, da der helle Sonnenschein ihn bezaubernd anzulocken schien; da lief er früh aus dem Hause fort, wie man wohl an ihm gewohnt war, — aber dießmahl kam er nicht wieder. Mit Entzücken und mit pochendem Herzen eilte er durch die engen Gassen der kleinen Stadt; — ihm war zu Muth, als wollte er über alles, was er um sich sah, hinweg, in den offenen Himmel hineinspringen. Eine alte Verwandte begegnete ihm an einer Ecke: — »So eilig, Vetter?« fragte sie, — »will er wieder Grünes vom Markt einhohlen für die Wirthschaft?« — Ja ja! rief Joseph in Gedanken, und lief vor Freude zitternd das Thor hinaus.

Wie er aber eine kleine Strecke auf dem Felde gegangen war, und sich umsah, brachen ihm die hellen Thränen hervor. Soll ich noch umkehren? dachte er. Aber er lief weiter, als wenn ihm die Fersen brennten, und weinte immerfort, und es ließ, als wollte er seinen Thränen entlaufen. So ging's nun durch manches fremde Dorf, und manchen fremden Gesichtern vorbey: — der Anblick der fremden Welt gab ihm wieder Muth, er fühlte sich frey und stark, — er kam immer näher, — und endlich, — gütiger Himmel! welch Entzücken! — endlich sah er die Thürme der herrlichen Stadt vor sich liegen. — — —

Zweytes Hauptstück.

Ich kehre zu meinem Joseph zurück, wie er, mehrere Jahre, nachdem wir ihn verlassen haben, in der bischöflichen Residenz Capellmeister geworden ist, und in großem Glanze lebt. Sein Anverwandter, der ihn sehr wohl aufgenommen hatte, war der Schöpfer seines Glücks geworden, und hatte ihm den gründlichsten Unterricht in der Tonkunst geben lassen, auch den Vater über den Schritt Josephs nach und nach ziemlich beruhigt. Durch den lebhaftesten Eifer hatte Joseph sich empor gearbeitet, und war endlich auf die höchste Stufe des Glücks, die er nur je hatte erwünschen können, gelangt.

Allein die Dinge der Welt verändern sich vor unsern Augen. Er schrieb mir einst, wie er ein paar Jahre Capellmeister gewesen war, folgenden Brief:

»Lieber Pater.«

»Es ist ein elendes Leben, das ich führe: — je mehr Ihr mich trösten wollt, desto bitterer fühl' ich es.« —

»Wenn ich an die Träume meiner Jugend zurückdenke, — wie ich in diesen Träumen so selig war! — Ich meinte, ich wollte in einem fort umher phantasieren, und mein volles Herz in Kunstwerken auslassen, — aber wie fremd und herbe

kamen mir gleich die ersten Lehrjahre an! Wie war mir zu Muth, als ich hinter den Vorhang trat! Daß alle Melodien, (hatten sie auch die heterogensten und oft die wunderbarsten Empfindungen in mir erzeugt,) alle sich nun auf einem einzigen, zwingenden, mathematischen Gesetze gründeten! Daß ich, statt frey zu fliegen, erst lernen mußte, in dem unbehülflichen Gerüst und Käfig der Kunstgrammatik herum zu klettern! Wie ich mich quälen mußte, erst mit dem gemeinen wissenschaftlichen Maschinen-Verstande ein regelrechtes Ding heraus zu bringen, eh' ich dran denken konnte, mein Gefühl mit den Tönen zu handhaben! — Es war eine mühselige Mechanik. — Doch wenn auch! ich hatte noch jugendliche Spannkraft, und hoffte und hoffte auf die herrliche Zukunft! Und nun? — Die prächtige Zukunft ist eine jämmerliche Gegenwart geworden.« —

»Was ich als Knabe in dem großen Concertsaale für glückliche Stunden genoß! Wenn ich still und unbemerkt im Winkel saß, und all' die Pracht und Herrlichkeit mich bezauberte, und ich so sehnlich wünschte, daß sich doch einst um meiner Werke willen diese Zuhörer versammeln, ihr Gefühl mir hingeben möchten! — Nun sitz' ich gar oft in eben diesem Saal, und führe auch meine Werke auf; aber es ist mir wahrlich sehr anders zu Muthe. — Daß ich mir einbilden konnte, diese in Gold

und Seide stolzierende Zuhörerschaft käme zusammen, um ein Kunstwerk zu genießen, um ihr Herz zu erwärmen, ihre Empfindung dem Künstler darzubringen! Können doch diese Seelen selbst in dem majestätischen Dom, am heiligsten Feyertage, indem alles Große und Schöne, was Kunst und Religion nur hat, mit Gewalt auf sie eindringt, können sie dann nicht einmahl erhitzt werden, und sie sollten's im Concertsaal? — Die Empfindung und der Sinn für Kunst sind aus der Mode gekommen und unanständig geworden; — bey einem Kunstwerk zu empfinden wäre gerade eben so fremd und lächerlich, als in einer Gesellschaft auf einmahl in Versen und Reimen zu reden, wenn man sich sonst im ganzen Leben mit vernünftiger und gemein-verständlicher Prosa behülft. Und für diese Seelen arbeit' ich meinen Geist ab? Für diese erhitz' ich mich, es so zu machen, daß man dabey was soll empfinden können! Das ist die hohe Bestimmung, wozu ich geboren zu seyn glaubte!«

»Und wenn mich einmahl irgend einer, der eine Art von halber Empfindung hat, loben will, und kritisch rühmt, und mir kritische Fragen vorlegt, — so möcht' ich ihn immer bitten, daß er sich doch nicht so viel Mühe geben möchte, das Empfinden aus den Büchern zu lernen. Der Himmel weiß wie es ist, — wenn ich eben eine Musik, oder sonst irgend ein Kunstwerk, das mich entzückt, ge-

nossen habe, und mein ganzes Wesen voll davon ist, da möcht' ich mein Gefühl gern mit einem Striche auf eine Tafel hinmahlen, wenn's eine Farbe nur ausdrücken könnte. — Es ist mir nicht möglich, mit künstlichen Worten zu rühmen, ich kann nichts Kluges herausbringen.« —

»Freylich ist der Gedanke ein wenig tröstend, daß vielleicht in irgend einem kleinen Winkel von Deutschland, wohin dieß oder jenes von meiner Hand, wenn auch lange nach meinem Tode, einmahl hinkommt, ein oder der andre Mensch lebt, in den der Himmel eine solche Sympathie zu meiner Seele gelegt hat, daß er aus meinen Melodien gerade das herausfühlt, was ich beym Niederschreiben empfand, und was ich so gern hineinlegen wollte. Eine schöne Idee, womit man sich eine Zeitlang wohl angenehm täuschen kann!« —

»Allein das allerabscheulichste sind noch alle die andern Verhältnisse, worin der Künstler eingestrickt wird. Von allen dem ekelhaften Neid und hämischen Wesen, von allen den widrig-kleinlichen Sitten und Begegnungen, von aller der Subordination der Kunst unter den Willen des Hofes; — es widersteht mir ein Wort davon zu reden, — es ist alles so unwürdig und die menschliche Seele so erniedrigend, daß ich nicht eine Sylbe davon über die Zunge bringen kann. Ein dreyfaches Unglück für die Musik, daß bey dieser Kunst gerade so eine

Menge Hände nöthig sind, damit das Werk nur existirt! Ich sammle und erhebe meine ganze Seele, um ein großes Werk zu Stande zu bringen; — und hundert empfindungslose und leere Köpfe reden mit ein, und verlangen dieses und jenes.«

»Ich gedachte in meiner Jugend dem irdischen Jammer zu entfliehen, und bin nun erst recht in den Schlamm hineingerathen. Es ist wohl leider gewiß, man kann mit aller Anstrengung unsrer geistigen Fittige der Erde nicht entkommen; sie zieht uns mit Gewalt zurück, und wir fallen wieder unter den gemeinsten Haufen der Menschen.« —

»Es sind bedauernswürdige Künstler, die ich um mich herum sehe. Auch die edelsten so kleinlich, daß sie sich vor Aufgeblasenheit nicht zu lassen wissen, wenn ihr Werk einmahl ein allgemeines Lieblingsstück geworden ist. — Lieber Himmel! sind wir denn nicht die eine Hälfte unsers Verdienstes der Göttlichkeit der Kunst, der ewigen Harmonie der Natur, und die andere Hälfte dem gütigen Schöpfer, der uns diesen Schatz anzuwenden Fähigkeit gab, schuldig? Alle tausendfältigen lieblichen Melodien, welche die mannigfachsten Regungen in uns hervorbringen, sind sie nicht aus dem einzigen wundervollen Dreyklang entsprossen, den die Natur von Ewigkeit her gegründet hat? Die wehmuthsvollen, halb süßen und halb schmerzlichen Empfindungen, die die Musik uns einflößt, wir wissen

nicht wie, was sind sie denn anders, als die geheimnißvolle Wirkung des wechselnden Dur und Moll? Und müssen wir's nicht dem Schöpfer danken, wenn er uns nun gerade das Geschick gegeben hat, diese Töne, denen von Anfang her eine Sympathie zur menschlichen Seele verliehen ist, so zusammenzusetzen, daß sie das Herz rühren? — Wahrhaftig, die Kunst ist es, was man verehren muß, nicht den Künstler; — der ist nichts mehr als ein schwaches Werkzeug.«

»Ihr seht, daß mein Eifer und meine Liebe für die Musik nicht schwächer ist als sonst. Nur eben darum bin ich so unglücklich in diesem — — doch ich will's lassen, und Euch mit der Beschreibung von all' dem widrigen Wesen um mich herum, nicht verdrießlich machen. Genug, ich lebe in einer sehr unreinen Luft. Wie weit idealischer lebte ich damahls, da ich in unbefangener Jugend und stiller Einsamkeit die Kunst noch bloß genoß, als itzt, da ich sie im blendendsten Glanze der Welt, und von lauter seidenen Kleidern, lauter Sternen und Kreutzen, lauter cultivirten und geschmackvollen Menschen umgeben, ausübe! — Was ich möchte? — Ich möchte all' diese Cultur im Stiche lassen, und mich zu dem simplen Schweizerhirten ins Gebirge hinflüchten, und seine Alpenlieder, wonach er überall das Heimweh bekömmt, mit ihm spielen.« — — —

Aus diesem fragmentarisch-geschriebenen Briefe ist der Zustand, worin Joseph sich in seiner Lage befand, zum Theil zu ersehen. Er fühlte sich verlassen und einsam unter dem Gesumme so vieler unharmonischen Seelen um ihn her; — seine Kunst war tief entwürdigt dadurch, daß sie auf keinen einzigen, so viel er wußte, einen lebhaften Eindruck machte, da sie ihm doch nur dazu gemacht schien, das menschliche Herz zu rühren. In manchen trüben Stunden verzweifelte er ganz, und dachte; »Was ist der Kunst so seltsam und sonderbar! Hat sie denn nur für mich allein so geheimnißvolle Kraft, und ist für alle andere Menschen nur Belustigung der Sinne und angenehmer Zeitvertreib? Was ist sie denn wirklich und in der That, wenn sie für alle Menschen Nichts ist, und für mich allein nur Etwas? Ist es nicht die unglückseligste Idee, diese Kunst zu seinem ganzen Zweck und Hauptgeschäft zu machen, und sich von ihren großen Wirkungen auf die menschlichen Gemüther tausend schöne Dinge einzubilden? von dieser Kunst, die im wirklichen irdischen Leben keine andere Rolle spielt, als Kartenspiel oder jeder andere Zeitvertreib?«

Wenn er auf solche Gedanken kam, so dünkte er sich der größte Phantast gewesen zu seyn, daß er so sehr gestrebt hatte, ein ausübender Künstler für die Welt zu werden. Er gerieth auf die Idee,

ein Künstler müsse nur für sich allein, zu seiner eigenen Herzenserhebung, und für einen oder ein paar Menschen, die ihn verstehen, Künstler seyn. Und ich kann diese Idee nicht ganz unrecht nennen. —

Aber ich will das Übrige von meines Josephs Leben kurz zusammen fassen, denn die Erinnerungen daran werden mir sehr traurig.

Mehrere Jahre lebte er als Capellmeister so fort, und seine Mißmüthigkeit, und das unbehagliche Bewußtseyn, daß er mit allem seinen tiefen Gefühl und seinem innigen Kunstsinn für die Welt nichts nütze, und weit weniger wirksam sey, als jeder Handwerksmann, — nahm immer mehr zu. Oft dachte er mit Wehmuth an den reinen, idealischen Enthusiasmus seiner Knabenzeit zurück, und daneben an seinen Vater, wie er sich Mühe gegeben hatte, ihn zu einem Arzte zu erziehen, daß er das Elend der Menschen mindern, Unglückliche heilen, und so der Welt nützen sollte. Vielleicht wär's besser gewesen! dachte er in manchen Stunden.

Sein Vater war indeß bey seinem Alter sehr schwach geworden. Joseph schrieb immer seiner ältesten Schwester, und schickte ihr zum Unterhalt für den Vater. Ihn selber zu besuchen konnte er nicht übers Herz bringen; er fühlte, daß es ihm unmöglich war. Er ward trübsinniger; — sein Leben neigte sich hinunter.

Einst hatte er eine neue schöne Musik von seiner Hand im Concertsaale aufgeführt: es schien das erste Mahl, daß er auf die Herzen der Zuhörer etwas gewirkt hatte. Ein allgemeines Erstaunen, ein stiller Beyfall, welcher weit schöner, als ein lauter ist, erfreute ihn mit der Idee, daß er vielleicht dießmahl seine Kunst würdig ausgeübt hätte; er faßte wieder Muth zu neuer Arbeit. Als er hinaus auf die Straße kam, schlich ein sehr armselig gekleidetes Mädchen an ihn heran, und wollte ihn sprechen. Er wußte nicht, was er sagen sollte; er sah sie an, — Gott! rief er: — es war seine jüngste Schwester im elendesten Aufzuge. Sie war von Hause zu Fuß hergelaufen, um ihm die Nachricht zu bringen, daß sein Vater todtkrank niederliege, und ihn vor seinem Ende sehr dringend noch einmahl zu sprechen verlange. Da war wieder aller Gesang in seinem Busen zerrissen; in dumpfer Betäubung machte er sich fertig, und reiste eilig nach seiner Vaterstadt.

Die Scenen, die am Todtbette seines Vaters vorfielen, will ich nicht schildern. Man glaube nicht, daß es zu weitläuftigen und wehmüthigen gegenseitigen Erörterungen kam; sie verstanden sich, ohne viele Worte, sehr inniglich; — wie denn darin überhaupt die Natur unserer recht zu spotten scheinet, daß die Menschen sich erst in solchen kritischen letzten Augenblicken recht verstehen. Dennoch ward

Joseph von Allem bis ins Innerste zerrissen. Seine Geschwister waren im betrübtesten Zustande; zwey davon hatten schlecht gelebt, und waren entlaufen; die älteste, der er immer Geld schickte, hatte das meiste verthan, und den Vater darben lassen; diesen sah er endlich vor seinen Augen elendiglich sterben; ach! es war entsetzlich, wie sein armes Herz durch und durch verwundet und zerstochen ward. Er sorgte für seine Geschwister so gut er konnte, und kehrte zurück, weil ihn Geschäfte abriefen.

Er sollte zu dem bevorstehenden Osterfest eine neue Passionsmusik machen, auf welche seine neidischen Nebenbuhler sehr begierig waren. Helle Ströme von Thränen brachen ihm aber hervor, so oft er sich zur Arbeit niedersetzen wollte, er konnte sich vor seinem zerrissenen Herzen nicht erretten. Er lag tief darniedergedrückt und vergraben unter den Schlacken dieser Erde. Endlich riß er sich mit Gewalt auf, und streckte mit dem heißesten Verlangen die Arme zum Himmel empor; er füllte seinen Geist mit der höchsten Poesie, mit lautem jauchzendem Gesange an, und schrieb in einer wunderbaren Begeisterung, aber immer unter heftigen Gemüthsbewegungen, eine Passionsmusik nieder, die mit ihren durchdringenden und alle Schmerzen des Leidens in sich fassenden Melodien ewig ein Meisterstück bleiben wird. Seine Seele war

wie ein Kranker, der in einem wunderbaren Paroxismus größere Stärke als ein Gesunder zeigt.

Aber nachdem er das Oratorium am heiligen Tage im Dom mit der heftigsten Anspannung und Erhitzung aufgeführt hatte, fühlte er sich ganz matt und erschlafft. Eine Nervenschwäche befiel, gleich einem bösen Thau, alle seine Fibern; — er kränkelte eine zeitlang hin, und starb nicht lange darauf, in der Blüthe seiner Jahre. — —

Manche Thräne hab' ich ihm geschenkt, und es ist mir seltsam zu Muth, wenn ich sein Leben übersehe. Warum wollte der Himmel, daß sein ganzes Leben hindurch der Kampf zwischen seinem ätherischen Enthusiasmus und dem widrigen Elend dieser Erde, ihn so unglücklich machen, und endlich sein doppeltes Wesen von Geist und Leib ganz von einanderreißen sollte!

Wir begreifen die Wege des Himmels nicht. — Aber laßt uns wiederum die Mannigfaltigkeit der erhabenen Geister bewundern welche der Himmel zum Dienste der Kunst auf die Welt gesetzt hat.

Ein Raphael brachte in aller Unschuld und Unbefangenheit die allergeistreichsten Werke hervor, worin wir den ganzen Himmel sehen; — ein Guido Reni, der ein so wildes Spielerleben führte, schuf die sanftesten und heiligsten Bilder; — ein Albrecht Dürer, ein schlichter nürnbergischer Bürgersmann, verfertigte in eben der Zelle, worin sein böses Weib

täglich mit ihm zankte, mit ämsigem, mechanischem Fleiße gar seelenvolle Kunstwerke; — und Joseph, in dessen harmonischen Werken so geheimnißvolle Schönheit liegt, war verschieden von diesen allen!

Ach! daß eben seine hohe Phantasie es seyn mußte, die ihn aufrieb? — Soll ich sagen, daß er vielleicht mehr dazu geschaffen war, Kunst zu genießen als auszuüben? — Sind diejenigen vielleicht glücklicher gebildet, in denen die Kunst still und heimlich wie ein verhüllter Genius arbeitet, und sie in ihrem Handeln auf Erden nicht stört? Und muß der Immerbegeisterte seine hohen Phantasien doch auch vielleicht als einen festen Einschlag kühn und stark in dieses irdische Leben einweben, wenn er ein ächter Künstler seyn will? — Ja, ist diese unbegreifliche Schöpfungskraft nicht etwa überhaupt ganz etwas anderes, und — wie mir jetzt erscheint — etwas noch Wundervolleres, noch Göttlicheres, als die Kraft der Phantasie? —

Der Kunstgeist ist und bleibet dem Menschen ein ewiges Geheimniß, wobey er schwindelt, wenn er die Tiefen desselben ergründen will; — aber auch ewig ein Gegenstand der höchsten Bewunderung: wie denn dieß von allem Großen in der Welt zu sagen ist. — —

2.

Musikalische Aufsätze von Joseph Berglinger.

Vorerinnerung.

Mein geliebter Joseph Berglinger, dessen rührendes Leben man in den Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders gelesen hat, hat verschiedene Phantasien über die Kunst der Musik, vorzüglich während der Zeit seiner Lehrjahre in der bischöflichen Residenz, zu Papier gebracht, wovon ich Einiges meinem Buche hier anhängen will. — Seine Gesinnungen von der Kunst stimmten mit den meinigen gar wunderbar zusammen, und durch öftere gegenseitige Ergießungen unsers Herzens befreundeten unsre Gefühle sich immer inniger mit einander. In diesen seinen kleinen Aufsätzen übrigens, welche die Blüthen einzelner schöner Stunden sind, wird man mit Freuden diejenige melodische Harmonie finden, welche wir leider, wenn wir den ganzen Inbegriff seines wirklichen Lebens übersehen, mit so bitterer Betrübniß vermissen.

3.

Ein wunderbares morgenländisches Mährchen von einem nackten Heiligen.

Das Morgenland ist die Heimath alles Wunderbaren, in dem Alterthume und der Kindheit der dortigen Meinungen findet man auch höchst seltsame Winke und Räthsel, die immer noch dem Verstande, der sich für klüger hält, aufgegeben werden. So wohnen dort in den Einöden oft seltsame Wesen, die wir wahnsinnig nennen, die aber dort als übernatürliche Wesen verehrt werden. Der orientalische Geist betrachtet diese nackten Heiligen als die wunderlichen Behältnisse eines höhern Genius, der aus dem Reiche des Firmaments sich in eine menschliche Gestalt verirrt hat, und sich nun nicht nach Menschen-Weise zu gebehrden weiß. Auch sind ja alle Dinge in der Welt so oder anders, nachdem wir sie so oder anders betrachten; der Verstand des Menschen ist eine Wundertinctur, durch deren Berührung alles, was existirt, nach unserm Gefallen verwandelt wird.

So wohnte einer dieser nackten Heiligen in ei-

ner abgelegenen Felsenhöhle, der ein kleiner Fluß vorüberströmte. Niemand konnte sagen, wie er dorthin gekommen, seit einigen Jahren war er dort bemerkt, eine Caravane hatte ihn zuerst entdeckt, und seitdem geschahen häufige Wallfahrten nach seiner einsamen Wohnung.

Dieses wunderliche Geschöpf hatte in seinem Aufenthalte Tag und Nacht keine Ruhe, ihm dünkte immer, er höre unaufhörlich in seinen Ohren das Rad der Zeit seinen sausenden Umschwung nehmen. Er konnte vor dem Getöse nichts thun, nichts vornehmen, die gewaltige Angst, die ihn in immerwährender Arbeit anstrengte, verhinderte ihn, irgend etwas zu sehen und zu hören, als wie sich mit Brausen, mit gewaltigen Sturmwindssausen das fürchterliche Rad drehte und wieder drehte, das bis an die Sterne und hinüberreichte. Wie ein Wasserfall von tausend und aber tausend brüllenden Strömen, die vom Himmel herunterstürzten, sich ewig, ewig ohne augenblicklichen Stillstand, ohne die Ruhe einer Secunde ergossen, so tönte es in seine Ohren, und alle seine Sinne waren mächtig nur darauf hingewandt, seine arbeitende Angst war immer mehr und mehr in den Strudel der wilden Verwirrung ergriffen und hineingerissen, immer ungeheurer verwilderten die einförmigen Töne durcheinander: er konnte nun nicht ruhen, sondern man sah ihn Tag und Nacht in der angestrengtesten,

heftigsten Bewegung, wie eines Menschen, der bemüht ist, ein ungeheures Rad umzudrehen. Aus seinen abgebrochen, wilden Reden erfuhr man, daß er sich von dem Rade fortgezogen fühle, daß er dem tobenden, pfeilschnellen Umschwunge mit der ganzen Anstrengung seines Körpers zu Hülfe kommen wolle, damit die Zeit ja nicht in die Gefahr komme, nur einen Augenblick stillzustehen. Wenn man ihn fragte, was er thue, so schrie er wie in einem Krampf die Worte heraus: Ihr Unglückseligen! hört Ihr denn nicht das rauschende Rad der Zeit? und dann drehte und arbeitete er wieder noch heftiger, daß sein Schweiß auf die Erde floß, und mit verzerrten Geberden legte er die Hand auf sein pochendes Herz, als wolle er fühlen, ob das große Räderwerk in seinem ewigen Gange sey. Er wüthete, wenn er sah, daß die Wanderer, die zu ihm wallfahrteten, ganz ruhig standen, und ihm zusahen, oder hin und wieder gingen und mit einander sprachen. Er zitterte vor Heftigkeit, und zeigte ihnen den unaufhaltsamen Umschwung des ewigen Rades, das einförmige, taktmäßige Fortsausen der Zeit; er knirschte mit den Zähnen, daß sie von dem Getriebe, in dem auch sie verwickelt und fortgezogen würden, nichts fühlten und bemerkten; er schleuderte sie von sich, wenn sie ihm in der Raserey zu nahe kamen. Wollten sie sich nicht in Gefahr setzen, so mußten sie seine angestrengte Bewe-

gang lebhaft nachahmen. Aber noch viel wilder und gefährlicher wurde seine Raserey, wenn es sich zutrug, daß in seiner Nähe irgend eine körperliche Arbeit vorgenommen wurde, wenn ein Mensch, der ihn nicht kannte, etwa bey seiner Höhle Kräuter sammelte oder Holz fällte. Dann pflegte er wild aufzulachen, daß unter dem gräßlichen Fortrollen der Zeit noch Jemand an diese kleinlichen irdischen Beschäftigungen denken konnte; wie ein Tigerthier war er dann mit einem einzigen Sprunge aus seiner Höhle, und wenn er den Unglücklichen erhaschen konnte, schlug er ihn mit einem einzigen Schlage todt zu Boden. Schnell sprang er dann in seine Höhle zurück, und drehte noch heftiger als zuvor das Rad der Zeit; er wüthete aber noch lange fort, und sprach in abgebrochenen Reden, wie es den Menschen möglich sey, noch etwas anders zu treiben, ein tactloses Geschäft vorzunehmen.

Er war nicht im Stande, seinen Arm nach irgend einem Gegenstande auszustrecken, oder etwas mit der Hand zu ergreifen; er konnte keinen Schritt mit den Füßen thun, wie andere Menschen. Eine zitternde Angst flog durch alle seine Nerven, wenn er nur ein einzig Mahl versuchen wollte, den schwindlichten Wirbel zu unterbrechen. Nur manchmahl in schönen Nächten, wenn der Mond auf ein Mahl vor die Oeffnung seiner finstern Höhle trat, hielt er plötzlich inne, sank auf den Boden, warf sich umher,

und winselte vor Verzweiflung; auch weinte er bitterlich wie ein Kind, daß das Sausen des mächtigen Zeitrades ihm nicht Ruhe lasse, irgend etwas auf Erden zu thun, zu handeln, zu wirken und zu schaffen. Dann fühlte er eine verzehrende Sehnsucht nach unbekannten schönen Dingen, er bemühte sich, sich aufzurichten, und Hände und Füße in eine sanfte und ruhige Bewegung zu bringen, aber vergeblich! Er suchte etwas bestimmtes unbekanntes, was er ergreifen und woran er sich hängen wollte; er wollte sich außerhalb oder in sich vor sich selber retten, aber vergeblich! Sein Weinen und seine Verzweiflung stieg aufs höchste, mit lautem Brüllen sprang er von der Erde auf und drehte wieder an dem gewaltig-sausenden Rade der Zeit. Das währte mehrere Jahre fort, Tag und Nacht.

Einst aber war eine wunderschöne, mondhelle Sommernacht, und der Heilige lag wieder weinend und händeringend auf dem Boden seiner Höhle. Die Nacht war entzückend: an dem dunkelblauen Firmamente blinkten die Sterne wie goldene Zierden an einem weitübergebreiteten, beschirmenden Schilde, und der Mond strahlte von den hellen Wangen seines Antlitzes ein sanftes Licht, worin die grüne Erde sich badete. Die Bäume hingen in dem zauberhaften Schein wie wallende Wolken auf ihren Stämmen, und die Wohnungen der Menschen wa-

ten in dunkle Felsengestalten und dämmernde Geisterpalläste verwandelt. Die Menschen, nicht mehr vom Sonnenglanze geblendet, wohnten mit ihren Blicken am Firmamente, und ihre Seelen spiegelten sich schön in dem himmlischen Scheine der Mondnacht.

Zwey Liebende, die sich ganz den Wundern der nächtlichen Einsamkeit ergeben wollten, fuhren in dieser Nacht auf einem leichten Nachen den Fluß herauf, der der Felsenhöhle des Heiligen vorüberströmte. Der durchdringende Mondstrahl hatte den Liebenden die innersten, dunkelsten Tiefen ihrer Seele erhellt und aufgelöſ't, ihre leisesten Gefühle zerflossen, und wogten vereint in uferlosen Strömen daher. Aus dem Nachen wallte eine ätherische Musik in den Raum des Himmels empor, süße Hörner, und ich weiß nicht welche andere zauberische Instrumente, zogen eine schwimmende Welt von Tönen hervor, und in den auf- und niederwallenden Tönen vernahm man folgenden Gesang:

Süße Ahndungsschauer gleiten
Über Fluß und Flur dahin,
Mondesstrahlen hold bereiten
Lager liebetrunknem Sinn.
Ach, wie ziehen, wie flistern die Wogen,
Spiegelt in Wellen der Himmelsbogen.

Liebe in dem Firmamente
Unter uns in blanker Fluth,
Zündet Sternglanz, keiner brennte,
Gäbe Liebe nicht den Muth:

Uns, vom Himmelsothem gefächelt,
Himmel und Wasser und Erde lächelt.

Mondschein liegt auf allen Blumen,
Alle Palmen schlummern schon,
In der Waldung Heiligthumen
Waltet, klingt der Liebe Ton:
Schlafend verkündigen alle Töne,
Palmen und Blumen der Liebe Schöne.

Mit dem ersten Tone der Musik und des Gesanges war dem nackten Heiligen das sausende Rad der Zeit verschwunden. Es waren die ersten Töne, die in diese Einöde fielen; die unbekannte Sehnsucht war gestillt, der Zauber gelöst, der verirrte Genius aus seiner irdischen Hülle befreyt. Die Gestalt des Heiligen war verschwunden, eine engelschöne Geisterbildung, aus leichtem Dufte gewebt, schwebte aus der Höhle, streckte die schlanken Arme sehnsuchtsvoll zum Himmel empor, und hob sich nach den Tönen der Musik in tanzender Bewegung von dem Boden in die Höhe. Immer höher und höher in die Lüfte schwebte die helle Luftgestalt von den sanftschwellenden Tönen der Hörner und des Gesanges emporgehoben; — mit himmlischer Fröhlichkeit tanzte die Gestalt hier und dort, hin und wieder auf den weißen Gewölken, die im Luftraume schwammen, immer höher schwang er sich mit tanzenden Füßen in den Himmel hinauf, und floh endlich in geschlängelten Windungen

zwischen den Sternen umher; da klangen alle Sterne, und dröhnten einen hellstrahlenden himmlischen Ton durch die Lüfte, bis der Genius sich in das unendliche Firmament verlor.

Reisende Caravanen sahen erstaunend die nächtliche Wundererscheinung, und die Liebenden wähnten, den Genius der Liebe und der Musik zu erblicken.

4.

Die Wunder der Tonkunst.

Wenn ich es so recht innig genieße, wie der leeren Stille sich auf einmahl, aus freyer Willkühr, ein schöner Zug von Tönen entwindet, und als ein Opferrauch emporsteigt, sich in Lüften wiegt, und wieder still zur Erde herabsinkt; — da entsprießen und drängen sich so viele neue schöne Bilder in meinem Herzen, daß ich vor Wonne mich nicht zu lassen weiß. — Bald kommt Musik mir vor, wie ein Vogel Phönix, der sich leicht und kühn zu eigener Freude erhebt, zu eignem Behagen stolzierend hinaufschwebt, und Götter und Menschen durch seinen Flügelschwung erfreut. — Bald dünkt es mich, Musik sey wie ein Kind, das todt im Grabe lag, — ein röthlicher Sonnenstrahl vom Himmel entnimmt ihm die Seele sanft, und es genießt, in himmlischen Äther versetzt, goldne Tropfen der Ewigkeit, und umarmt die Urbilder der allerschönsten menschlichen Träume. — Und bald, — welche herrliche Fülle der Bilder! — bald ist die Tonkunst mir ganz ein Bild unsers Lebens: — eine rührend-kurze Freude, die aus dem Nichts entsteht und ins

Nichts vergeht, die anhebt und versinkt, man weiß nicht warum: — eine kleine fröhliche grüne Insel, mit Sonnenschein, mit Sang und Klang, — die auf dem dunkeln, unergründlichen Ocean schwimmt. —

Fragt den Tonmeister, warum er so herzlich fröhlich sey auf seinem Saitenspiel. »Ist nicht,« wird er antworten, »das ganze Leben ein schöner Traum? eine liebliche Seifenblase? Mein Tonstück desgleichen.« —

Wahrlich, es ist ein unschuldiges, rührendes Vergnügen, an Tönen, an reinen Tönen sich zu freuen! Eine kindliche Freude! — Wenn Andre sich mit unruhiger Geschäftigkeit betäuben, und von verwirrten Gedanken, wie von einem Heere fremder Nachtvögel und böser Insecten, umschwirrt, endlich ohnmächtig zu Boden fallen; — o, so tauch' ich mein Haupt in den heiligen, kühlenden Quell der Töne unter, und die heilende Göttinn flößt mir die Unschuld der Kindheit wieder ein, daß ich die Welt mit frischen Augen erblicke, und in allgemeine, freudige Versöhnung zerfließe. — Wenn Andre über selbsterfundene Grillen zanken, oder ein verzweiflungsvolles Spiel des Witzes spielen, oder in der Einsamkeit mißgestaltete Ideen brüten, die, wie die geharnischten Männer der Fabel, verzweiflungsvoll sich selber verzehren; — o, so schließ' ich mein Auge zu vor all' dem Kriege

der Welt, — und ziehe mich still in das Land der Musik, als in das Land des Glaubens, zurück, wo alle unsre Zweifel und unsre Leiden sich in ein tönendes Meer verlieren, — wo wir alles Gekrächze der Menschen vergessen, wo kein Wort- und Sprachengeschnatter, kein Gewirr von Buchstaben und monströser Hieroglyphen-Schrift uns schwindlich macht, sondern alle Angst unsers Herzens durch leise Berührung auf einmahl geheilt wird. — Und wie? Werden hier Fragen uns beantwortet? Werden Geheimnisse uns offenbart? — Ach nein! aber statt aller Antwort und Offenbarung werden uns luftige, schöne Wolkengestalten gezeigt, deren Anblick uns beruhigt, wir wissen nicht wie; — mit kühner Sicherheit wandeln wir durch das unbekannte Land hindurch, — wir begrüßen und umarmen fremde Geisterwesen, die wir nicht kennen, als Freunde, und alle die Unbegreiflichkeiten, die unser Gemüth bestürmen, und die die Krankheit des Menschengeschlechtes sind, verschwinden vor unsern Sinnen, und unser Geist wird gesund durch das Anschauen von Wundern, die noch weit unbegreiflicher und erhabener sind. Dann ist dem Menschen, als möcht' er sagen: »Das ist's, was ich meine! Nun hab' ich's gefunden! Nun bin ich heiter und froh!« —

Laß sie spotten und höhnen, die Andern, die

wie auf rasselnden Wagen durch's Leben dahin fahren, und in der Seele des Menschen das Land der heiligen Ruhe nicht kennen. Laß sie sich rühmen ihres Schwindels, und trotzen, als ob sie die Welt mit ihren Zügeln lenkten. Es kommen Zeiten, da sie darben werden.

Wohl dem, der, wann der irdische Boden untreu unter seinen Füßen wankt, mit heitern Sinnen auf luftige Töne sich retten kann, und nachgebend, mit ihnen bald sanft sich wiegt, bald muthig dahertanzt, und mit solchem lieblichen Spiele seine Leiden vergißt!

Wohl dem, der, (müde des Gewerbes, Gedanken feiner und feiner zu spalten, welches die Seele verkleinert,) sich den sanften und mächtigen Zügen der Sehnsucht ergibt, welche den Geist ausdehnen und zu einem schönen Glauben erheben. Nur ein solcher ist der Weg zur allgemeinen, umfassenden Liebe, und nur durch solche Liebe gelangen wir in die Nähe göttlicher Seligkeit. — —

Dieß ist das herrlichste und das wunderbarste Bild, so ich mir von der Tonkunst entwerfen kann, — obwohl es die meisten für eitle Schwärmerey halten werden. —

Aber aus was für einem magischen Präparat steigt nun der Duft dieser glänzenden Geistererscheinung empor? — Ich sehe zu, — und finde nichts,

als ein elendes Gewebe von Zahlen-Proportionen, handgreiflich dargestellt auf gebohrtem Holze, auf Gestellen von Darmsaiten und Messingdraht. — Das ist fast noch wunderbarer, und ich möchte glauben, daß die unsichtbare Harfe Gottes zu unsern Tönen mitklingt, und dem menschlichen Zahlengewebe die himmlische Kraft verleiht. —

Und wie gelangte denn der Mensch zu dem wunderbaren Gedanken, Holz und Erz tönen zu lassen? Wie kam er zu der köstlichen Erfindung dieser über alles seltsamen Kunst? — Das ist ebenfalls wiederum so merkwürdig und sonderlich, daß ich die Geschichte, wie ich sie mir denke, kürzlich hersetzen will.

Der Mensch ist ursprünglich ein gar unschuldiges Wesen. Wenn wir noch in der Wiege liegen, wird unser kleines Gemüth von hundert unsichtbaren kleinen Geistern ernährt und erzogen, und in allen artigen Künsten geübt. So lernen wir durch's Lächeln, nach und nach, fröhlich seyn, durch's Weinen lernen wir traurig seyn, durch's Angaffen mit großen Augen lernen wir, was erhaben ist, anbethen. Aber so wie wir in der Kindheit mit dem Spielzeuge nicht recht umzugehen wissen, so wissen wir auch mit den Dingen des Herzens noch nicht recht zu spielen, und verwechseln und verwirren in dieser Schule der Empfindungen noch alles durcheinander.

Wenn wir aber zu den Jahren gekommen sind, so verstehen wir die Empfindungen, sey es nun Fröhlichkeit, oder Betrübniß, oder jede andre, gar geschickt anzubringen, wo sie hingehören; und da führen wir sie manchmahl recht schön, zu unsrer eigenen Befriedigung, aus. Ja, obwohl diese Dinge eigentlich nur eine gelegentliche Zuthat zu den Begebenheiten unsers gewöhnlichen Lebens sind, so finden wir doch so viel Lust daran, daß wir die sogenannten Empfindungen gern von dem verwirrten Wust und Geflecht des irdischen Wesens, worin sie verwickelt sind, ablösen, und sie uns zum schönen Angedenken besonders ausführen, und auf eigene Weise aufbewahren. Es scheinen uns diese Gefühle, die in unserm Herzen aufsteigen, manchmahl so herrlich und groß, daß wir sie wie Reliquien in kostbare Monstranzen einschließen, freudig davor niederknien, und im Taumel nicht wissen, ob wir unser eignes menschliches Herz, oder ob wir den Schöpfer, von dem alles Große und Herrliche herabkommt, verehren.

Zu dieser Aufbewahrung der Gefühle sind nun verschiedene schöne Erfindungen gemacht worden, und so sind alle schönen Künste entstanden. Die Musik aber halte ich für die wunderbarste dieser Erfindungen, weil sie menschliche Gefühle auf eine übermenschliche Art schildert, weil sie uns alle Bewegungen unsers Gemüths unkörperlich, in goldne

Wolken luftiger Harmonien eingekleidet, über unserm Haupte zeigt, weil sie eine Sprache redet, die wir im ordentlichen Leben nicht kennen, die wir gelernt haben, wir wissen nicht wo? und wie? und die man allein für die Sprache der Engel halten möchte.

Sie ist die einzige Kunst, welche die mannigfaltigsten und widersprechendsten Bewegungen unsers Gemüths auf dieselben schönen Harmonien zurückführt, die mit Freud' und Leid, mit Verzweiflung und Verehrung in gleichen harmonischen Tönen spielt. Daher ist sie es auch, die uns die ächte Heiterkeit der Seele einflößt, welche das schönste Kleinod ist, das der Mensch erlangen kann; — jene Heiterkeit mein' ich, da alles in der Welt uns natürlich, wahr und gut erscheint, da wir im wildesten Gewühle der Menschen einen schönen Zusammenhang finden, da wir mit reinem Herzen alle Wesen uns verwandt und nahe fühlen, und, gleich den Kindern, die Welt wie durch die Dämmerung eines lieblichen Traumes erblicken. — —

Wenn ich in meiner Einfalt unter freyem Himmel vor Gott glückselig bin, — indeß die goldnen Strahlen der Sonne das hohe blaue Zelt über mir ausspannen, und die grüne Erde rings um mich lacht, — da ist's am rechten Ort, daß ich mich auf den Boden werfe, und in vollen Freuden dem

Himmel lautjauchzend' für alle Herrlichkeit danke. Was aber thut alsdann der sogenannte Künstler unter den Menschen? Er hat mir zugesehen, geht, innerlich erwärmt, stillschweigend daheim, läßt sein sympathetisches Entzücken auf leblosem Saitenspiel weit herrlicher daherrauschen, und bewahrt es auf, in einer Sprache, die kein Mensch je geredet hat, deren Heimath Niemand kennt, und die jeden bis in die innersten Nerven ergreift. —

Wenn mir ein Bruder gestorben ist, und ich bey solcher Begebenheit des Lebens eine tiefe Traurigkeit gehörig anbringe, weinend im engen Winkel sitze, und alle Sterne frage, wer je betrübter gewesen als ich, — dann, — indeß hinter meinem Rücken schon die spottende Zukunft steht, und über den schnell vergänglichen Schmerz des Menschen lacht, — dann steht der Tonmeister vor mir, und wird von all' dem jammervollen Händeringen so bewegt, daß er den schönen Schmerz daheim auf seinen Tönen nachgeberdet, und mit Lust und Liebe die menschliche Betrübniß verschönert und ausschmückt, und so ein Werk hervorbringt, das aller Welt zur tiefsten Rührung gereicht. — Ich aber, wenn ich längst das angstvolle Händeringen um meinen todten Bruder verlernt habe, und dann einmahl das Werk seiner Betrübniß höre, — dann freu' ich mich kindlich über mein eigenes, so glor-

reich verherrlichtes Herz, und nähre und bereichere mein Gemüth an der wunderbaren Schöpfung. —

Wenn aber die Engel des Himmels auf dieses ganze liebliche Spielwerk herabsehen, das wir die Kunst nennen, — so müssen sie wehmüthig lächeln über das Kindergeschlecht auf der Erde, und lächeln über die unschuldige Erzwungenheit in dieser Kunst der Töne, wodurch das sterbliche Wesen sich zu ihnen erheben will. — —

5.

Von den verschiedenen Gattungen in jeder Kunst und insbesondere von verschiedenen Arten der Kirchenmusik.

Es kommt mir allemahl seltsam vor, wenn Leute, welche die Kunst zu lieben vorgeben, in der Poesie, der Musik, oder in irgend einer andern Kunst, sich beständig nur an Werke von einer Gattung, einer Farbe halten, und ihr Auge von allen andern Arten wegwenden. Hat gleich die Natur diejenigen, welche selbst Künstler sind, mehrentheils so eingerichtet, daß sie sich nur in einem Felde ihrer Kunst ganz wie zu Hause fühlen, und nur auf diesem ihrem vaterländischen Boden Kraft und Muth genug haben, selber zu säen und zu pflanzen; so kann ich doch nicht begreifen, wie eine wahre Liebe der Kunst nicht alle ihre Gärten durchwandern, und an allen Quellen sich freuen sollte. Es wird ja doch Niemand mit halber Seele geboren! — Aber freylich, — wiewohl ich es kaum über das Herz bringen kann, die allgütige Natur so zu schmähen, — es scheinen viele der heutigen Menschen mit so

sparsamen Funken der Liebe begabt zu seyn, daß sie dieselbe nur auf Werke von einer Art aufwenden können. Ja, sie sind stolz in ihrer Armuth; aus trägem Dünkel verachten sie es, den Geist auch in der Betrachtung anderer Schönheiten zu üben; sie machen sich ein desto größeres Verdienst aus der engen Beschränkung auf gewisse Lieblingswerke, und glauben diese desto edler und reiner zu lieben, je mehr andre Werke sie verachten.

So ist es sehr häufig, daß Einige bloß an fröhlichen und komischen, Andre bloß an ernsthaften und tragischen Sachen Gefallen zu finden sich bestreben. Wenn ich aber das Gewebe der Welt unbefangen betrachte, so sehe ich, daß das Schicksal seinen Weberspul nur so hin oder so hin zu werfen braucht, um in denselben Menschenseelen im Augenblicke ein Lustspiel oder Trauerspiel hervorzubringen. Daher scheint es mir natürlich, daß ich auch in der Welt der Kunst mich und mein ganzes Wesen ihrem waltenden Schicksale willig hingebe. Ich löse mich los von allen Banden, segle mit flatternden Wimpeln auf dem offenen Meere des Gefühls, und steige gern, wo immer der himmlische Hauch von oben mich heranwehet, ans Land. —

Wenn Jemand die Frage aufwerfen wollte: ob es schöner sey, in der kleinen Winterstube, beym Licht, einem herrlichen Kreise von Freunden zu

sitzen, — oder schöner, einsam auf hohen Bergen die Sonne über köstliche Fluren scheinen zu sehen: — was sollte man antworten? Wer in seiner Brust ein Herz verwahrt, dem am wohlsten ist, wenn es sich heiß erwärmen, und je höher je lieber pochen und schlagen kann, der wird jede schöne Gegenwart mit Entzücken an sich reißen, um sein liebes Herz in diesem Zittern der Seligkeit zu üben.

Hierin sind mir die glücklichen Männer, welche vom Himmel zur Stola und zur Priesterweihe auserwählt sind, ein treffliches Vorbild. Ein solcher Mann, dem das, worauf die andern Menschen nicht Zeit genug verwenden können, (weil der Schöpfer das Wesen der Welt allzu reichhaltig eingerichtet hat,) zum schönen Geschäfte gemacht ist, nähmlich seine Augen unverwandt auf den Schöpfer zu richten — so daß die kleineren Bäche des Danks und der Andacht aus allen umgebenden Wesen in ihn als in einen Strom sich vereinigen, der unaufhörlich ins Meer der Ewigkeit ausströmt: — ein solcher Mann findet überall im Leben schöne Anlässe, seinen Gott zu verehren und ihm zu danken; er schlägt aller Orten Altäre auf, und seinen verklärten Augen leuchtet das wundervolle Bildniß des Schöpfers aus allen verworrenen Zügen in den Dingen dieser Welt hervor. — Und so, dünkt mich, — denn die Herrlichkeit der Kunst hat mich zu einem kühnen Gleichnißbilde verleitet, — so sollte

auch derjenige beschaffen seyn, welcher mit aufrichtigem Herzen vor der Kunst niederknien, und ihr die Huldigungen einer ewigen und unbegränzten Liebe darbringen wollte. — —

In der herrlichen Kunst, die der Himmel bey meiner Geburt wohlthätig für mich ausgesucht hat, (wofür ich ihm, so lang' ich lebe, dankbar bin,) ist es mir seit jeher so gegangen, daß diejenige Art der Musik, die ich gerade höre, mir jedes Mahl die erste und vortrefflichste zu seyn scheint, und mich alle übrigen Arten vergessen macht. Wie ich denn überhaupt glaube, daß das der ächte Genuß, und zugleich der ächte Prüfstein der Vortrefflichkeit eines Kunstwerks sey, wenn man über dieß Eine alle andern Werke vergißt, und gar nicht daran denkt, es mit einem andern vergleichen zu wollen. Daher kommt es, daß ich die verschiedensten Arten in der Tonkunst, als zum Beyspiel die Kirchenmusik und die Musik zum Tanze, mit gleicher Liebe genieße. Doch kann ich nicht läugnen, daß die hervorbringende Kraft meiner Seele sich mehr nach der ersteren hinneigt, und auf dieselbe sich einschränkt. Mit ihr beschäftige ich mich am meisten, und von ihr will ich daher jetzt ausschließlich mit einigen Worten meine Meinung sagen.

Nach dem Gegenstande zu urtheilen, ist die geistliche Musik freylich die edelste und höchste, so wie auch in den Künsten der Mahlerey und Poesie

der heilige, Gott-geweihete Bezirk dem Menschen in dieser Hinsicht der ehrwürdigste seyn muß. Es ist rührend, zu sehen, wie diese drey Künste die Himmelsburg von ganz verschiedenen Seiten bestürmen, und mit kühnem Wetteifer unter einander kämpfen, dem Throne Gottes am nächsten zu kommen. Ich glaube aber wohl, daß die vernunftreiche Muse der Dichtkunst, und vorzüglich die stille und ernste Muse der Mahlerey, ihre dritte Schwester für die allerdreisteste und verwegenste im Lobe Gottes achten mögen, weil sie in einer fremden, unübersetzbaren Sprache, mit lautem Schalle, mit heftiger Bewegung, und mit harmonischer Vereinigung einer ganzen Schar lebendiger Wesen, von den Dingen des Himmels zu sprechen wagt.

Allein auch diese heilige Muse redet von den Dingen des Himmels nicht beständig auf einerley Art, sondern hat vielmehr ihre Freude daran, Gott auf ganz verschiedene Weise zu loben, — und ich finde, daß jegliche Art, wenn man deren wahre Bedeutung recht verstehet, ein Balsam für das menschliche Herz ist.

Bald geht sie in muntern, fröhlichen Tönen daher, läßt sich von einfachen und heiteren, oder auch von zierlichen und künstlichen Harmonien in allerley liebliche, wohlklingende Irrgänge leiten, und lobt Gott nicht anders, als Kinder thun, welche vor ihrem guten Vater an seinem Geburtstage

eine Rede oder einen dramatischen Actus halten, da sich denn jener wohl gefallen lässet, wenn sie ihm ihren Dank mit kindlicher, unbefangener Munterkeit beweisen, und im Danken zugleich eine kleine Probe ihrer Geschicklichkeiten und erlangten Künste ablegen. Oder man kann auch sagen, daß diese Art der Kirchenmusik den Charakter derjenigen Menschen ausdrückt, welche sich gern mit vielen muntern und artig gesetzten Worten über die Größe Gottes auslassen mögen, welche sich verwundern und herzlich-lächelnd sich darüber freuen, daß er um so vieles größer ist als sie selber. Sie kennen keine andre Erhebung der Seele, als eine fröhliche und zierliche; sie wissen in ihrer Unschuld für Ihn keine andere und bessere Sprache des Lobes und der Verehrung, als die sie gegen einen edlen menschlichen Wohlthäter gebrauchen, und sie sind nicht verlegen, von den kleinsten Freuden und Genüssen des Lebens mit leichter Fertigkeit zu dem Gedanken an den Vater des Weltalls überzugehen. — Diese Art der Kirchenmusik pflegt die häufigste und beliebteste zu seyn, und sie scheint wirklich das Gemüth des größten Theils der Menschen vorzustellen.

Eine andere, erhabene Art ist nur wenigen auserwählten Geistern eigen. Sie sehen ihre Kunst nicht, (wie die meisten thun,) als ein bloßes Problem an, aus den vorhandenen Tönen mancherley verschiedene, wohlgefällige Tongebäude nach Regeln

zusammenzusetzen, und nicht dieß Gebäude ist ihr höchster Zweck; — sie gebrauchen vielmehr große Massen von Tönen als wunderbare Farben, um damit dem Ohre das Große, das Erhabene und Göttliche zu mahlen. — Sie achten es unwürdig den Ruhm des Schöpfers auf den kleinen flatternden Schmetterlingsflügeln kindlicher Fröhlichkeit zu tragen, sondern schlagen die Luft mit breiten, mächtigen Adlersschwingen. — Sie ordnen und pflanzen nicht die Töne wie Blumen in kleine regelmäßige Beete, worin wir zunächst die geschickte Hand des Gärtners bewundern; sondern sie schaffen große Höhen und Thäler mit heiligen Palmwäldern, die unsre Gedanken zunächst zu Gott erheben. — — Diese Musik schreitet in starken, langsamen, stolzen Tönen einher, und versetzt dadurch unsere Seele in die erweiterte Spannung, welche von erhabenen Gedanken in uns erzeugt wird, und solche wieder erzeugt. Oder sie rollt auch feuriger und prachtvoller unter den Stimmen des vollen Chors, wie ein majestätischer Donner im Gebirge, umher. — Diese Musik ist jenen Geistern ähnlich, welche von dem allmächtigen Gedanken an Gott so ganz über alle Maße erfüllt sind, daß sie die Schwäche des sterblichen Geschlechtes darüber ganz vergessen, und dreist genug sind, mit lauter stolzer Trompetenstimme die Größe des Höchsten der Erde zu verkündigen. Im freyen Taumel des Entzückens glau-

ben sie das Wesen und die Herrlichkeit Gottes bis ins Innerste begriffen zu haben; sie lehren ihn allen Völkern kennen, und loben ihn dadurch, daß sie mit aller Macht zu ihm hinaufstreben, und sich anstrengen, ihm ähnlich zu werden. —

Aber es gibt noch einige stille, demüthige, allzeit büßende Seelen, denen es unheilig scheint, zu Gott in der Melodie irdischer Fröhlichkeit zu reden, denen es frech und verwegen vorkommt, seine ganze Erhabenheit kühn in ihr menschliches Wesen aufzunehmen: — auch ist jene Fröhlichkeit ihnen unverständlich, und zu dieser dreisten Erhebung mangelt ihnen der Muth. Diese liegen mit stets gefaltenen Händen und gesenktem Blick bethend auf den Knien, und loben Gott bloß dadurch, daß sie mit der beständigen Vorstellung ihrer Schwäche und Entfernung von Ihm, und mit der wehmüthigen Sehnsucht nach den Gütern der reinen Engel, ihren Geist erfüllen und nähren. — Diesen gehört jene alte, choralmäßige Kirchenmusik an, die wie ein ewiges »Miserere mei Domine!« klingt, und deren langsame, tiefe Töne gleich sündenbeladenen Pilgrimmen in tiefen Thälern dahinschleichen. — Ihre bußfertige Muse ruht lange auf denselben Accorden, sie getraut sich nur langsam die benachbarten zu ergreifen; aber jeder neue Wechsel der Accorde, auch der allereinfachste, wälzt in diesem schweren, gewichtigen Fortgange unser ganzes Gemüth um,

und die leise = vordringende Gewalt der Töne durchzittert uns mit bangen Schauern, und erschöpft den letzten Athem unsers gespannten Herzens. Manchmahl treten bittere, herzzerknirschende Accorde dazwischen, wobey unsre Seele ganz zusammenschrumpft vor Gott; aber dann lösen krystallhelle, durchsichtige Klänge die Bande unsers Herzens wieder auf, und trösten und erheitern unser Inneres. Zuletzt endlich wird der Gang des Gesanges noch langsamer als zuvor, und von einem tiefen Grundton, wie von dem gerührten Gewissen festgehalten, windet sich die innige Demuth in mannichfach = verschlungenen Beugungen herum, und kann sich von der schönen Bußübung nicht trennen, — bis sie endlich ihre ganze aufgelös'te Seele in einem langen, leise-verhallenden Seufzer aushaucht. — —

6.

Fragment

aus einem Briefe Joseph Berglingers.

— Neulich, lieber Pater, am Festtage, hab' ich einen köstlichen Abend genossen. Es war ein warmer Sommerabend, und ich ging aus den alten Thoren der Stadt hinaus, als eine muntere Musik aus der Ferne mit ihren lockenden Tönen mich an sich spielte. Ich ging ihr durch die Gassen der Vorstadt nach, und ward am Ende in einen großen öffentlichen Garten geführt, der mit Hecken, Alleen und bedeckten Gängen, mit Rasenplätzen, Wasserbecken, kleinen Springbrunnen und Taxuspyramiden dazwischen, gar reichlich ausgeziert, und mit einer Menge buntgeschmückter Leute belebt war. In der Mitte, auf einer grünen Erhöhung, lag ein offenstehender Gartensaal, als der Mittelpunct des Gewimmels. Ich ging auf dem Platze vor dem Saale, wo es am vollsten war, auf und nieder, und mein Herz ward hier von den fröhlichsten und heitersten Empfindungen besucht.

Auf grünem Rasen saßen die Spieler, und zogen aus ihren Blasinstrumenten die muntersten, lustigsten Frühlingstöne hervor, so frisch, wie das

junge Laub, das sich aus den Zweigen der Bäume hervordrängt. Sie füllten die ganze Luft mit den lieblichen Düften ihres Klanges an, und alle Blutstropfen jauchzten in meinen Adern. Wahrlich, so oft ich Tanzmusik höre, fällt es mir in den Sinn, daß diese Art der Musik offenbar die bedeutendste und bestimmteste Sprache führt, und daß sie nothwendig die eigentlichste, die älteste und ursprüngliche Musik seyn muß.

Neben mir, in den breiten Gängen, spazierten nun alle verschiedenen Stände und Alter der Menschen einher. Da war der Kaufmann von seinem Rechentische, der Handwerksmann von seiner Werkstatt hergekommen; und etliche vornehme junge Herren in glänzenden Kleidern strichen leichtsinnig zwischen den langsameren Spaziergängern durch. Manchmahl kam eine zahlreiche Familie mit Kindern jeder Größe, die die ganze Breite des Ganges einnahm; und dann wieder ein siebenzigjähriges Ehepaar, das lächelnd zusah, wie die Schar der Kinder auf dem grünen Grase in trunkenem Muthwillen ihr junges Leben versuchte, oder wie die erwachsenere Jugend sich mit lebhaften Tänzen erhitzte. Ein jeder von allen hatte seine eigene Sorge in seiner Kammer daheim gelassen; keine Sorge mochte der andern gleich seyn, — hier aber stimmten Alle zur Harmonie des Vergnügens zusammen, Und wenn auch freylich nicht jedem von der Musik

und all' dem bunten Wesen wirklich im Innern so erfreulich zu Muthe seyn mochte als mir, — so war für mich doch diese ganze lebendige Welt in einen Lichtschimmer der Freude aufgelös't, — die Oboen- und Hörnertöne schienen mir wie glänzende Strahlen um alle Gesichter zu spielen, und es dünkte mich, als säh' ich alle Leute bekränzt oder in einer Glorie gehen. — Mein Geist, verklärt durch die Musik, drang durch alle die verschiedenen Physiognomien bis in jedes Herz hinein, und die wimmelnde Welt um mich her kam mir wie ein Schauspiel vor, das ich selber gemacht, oder wie ein Kupferstich, den ich selber gezeichnet: so gut glaubte ich zu sehen, was jede Figur ausdrücke und bedeute, und wie jede das sey, was sie seyn sollte.

Diese angenehmen Träume unterhielten mich eine ganze Zeitlang fort, — bis sich die Scene veränderte.

Die helle Wärme des Tages ergoß sich allmählig in die dunkle Kühlung der Nacht, die bunten Scharen zogen heim, der Garten ward dunkel, einsam und still, — zuweilen schwebte ein zärtliches Lied vom Waldhorn wie ein seliger Geist in dem miden Schimmer des Mondes daher, — und die ganze, zuvor so lebendige Natur war in ein leises Fieber melancholischer Wehmuth aufgelös't. Das Schauspiel der Welt war für diesen Tag zu Ende — meine Schauspieler nach Hause gegangen, —

der Knäuel des Gewühls für heute gelös't. Denn Gott hatte die lichte, mit Sonne geschmückte Hälfte seines großen Mantels von der Erde hinweggezogen, und mit der andern schwarzen Hälfte, worin Mond und Sterne gestickt sind, das Gehäuse der Welt umhängt, — und nun schliefen alle seine Geschöpfe in Frieden, Freude, Schmerz, Arbeit und Streit, alles hatte nun Waffenstillstand, um morgen von neuem wieder loszubrechen: — und so immer fort, bis in die fernsten Nebel der Zeiten, wo wir kein Ende absehen. —

Ach! dieser unaufhörlich, eintönige Wechsel der Tausende von Tagen und Nächten, — daß das ganze Leben des Menschen, und das ganze Leben des gesammten Weltkörpers nichts ist, als so ein unaufhörliches, seltsames Bretspiel solcher weißen und schwarzen Felder, wobey am Ende keiner gewinnt, als der leidige Tod, — das könnte einem in manchen Stunden den Kopf verrücken. — Aber man muß durch den Wust von Trümmern, worauf unser Leben zerbröckelt wird, mit muthigem Arm hindurchgreifen, und sich an der Kunst, der Großen, Beständigen, die über alles hinweg bis in die Ewigkeit hinausreicht, mächtiglich festhalten, — die uns vom Himmel herab die leuchtende Hand biethet, daß wir über dem wüsten Abgrunde in kühner Stellung schweben, zwischen Himmel und Erde! — — —

7.

Das eigenthümliche innere Wesen der Tonkunst, und die Seelenlehre der heutigen Instrumental-Musik.

Der Schall oder Ton war ursprünglich ein grober Stoff, in welchem die wilden Nationen ihre unförmlichen Affecten auszudrücken strebten, indem sie, wenn ihr Inneres erschüttert war, auch die umgebenden Lüfte mit Geschrey und Trommelschlag erschütterten, gleichsam, um die äußere Welt mit ihrer inneren Gemüthsempörung in's Gleichgewicht zu setzen. Nachdem aber die unaufhaltsam-wirkende Natur die ursprünglich in Eins verwachsenen Kräfte der menschlichen Seele, durch viele Säcula hindurch, in ein ausgebreitetes Gewebe von immer feineren Zweigen auseinander getrieben hat; so ist, in den neueren Jahrhunderten, auch aus Tönen ein kunstreiches System aufgebaut, und also auch in diesem Stoffe, so wie in den Künsten der Formen und Farben, ein sinnliches Abbild und Zeugniß, von der schönen Verfeinerung und harmonischen Vervollkommung des heutigen menschlichen

Geistes, niedergelegt worden. Der einfarbige Lichtstrahl des Schalls ist in ein buntes, funkelndes Kunstfeuer zersplittert, worin alle Farben des Regenbogens flimmern; dieß konnte aber nicht anders geschehen, als daß zuvor mehrere weise Männer in die Orakelhöhlen der verborgensten Wissenschaft hinunterstiegen, wo die allzeugende Natur selbst ihnen die Urgesetze des Tons enthüllte. Aus diesen geheimnißreichen Grüften brachten sie die neue Lehre, in tiefsinnigen Zahlen geschrieben, an's Tageslicht, und setzten hiernach eine feste, weisheitsvolle Ordnung von vielfachen einzelnen Tönen zusammen, welche die reiche Quelle ist, aus der die Meister die mannigfaltigsten Tonarten schöpfen.

Die sinnliche Kraft, welche der Ton von seinem Ursprunge her in sich führt, hat sich durch dieses gelehrte System eine verfeinerte Mannigfaltigkeit erworben.

Das Dunkle und Unbeschreibliche aber, welches in der Wirkung des Tons verborgen liegt, und welches bey keiner andern Kunst zu finden ist, hat durch das System eine wunderbare Bedeutsamkeit gewonnen. Es hat sich zwischen den einzelnen mathematischen Tonverhältnissen und den einzelnen Fibern des menschlichen Herzens eine unerklärliche Sympathie offenbart, wodurch die Tonkunst ein reichhaltiges und bildsames Maschinenwerk zur Abschilderung menschlicher Empfindungen geworden ist.

So hat sich das eigenthümliche Wesen der heutigen Musik, welche, in ihrer jetzigen Vollendung, die jüngste unter allen Künsten ist, gebildet. Keine andere vermag diese Eigenschaften der Tiefsinnigkeit, der sinnlichen Kraft, und der dunkeln, phantastischen Bedeutsamkeit, auf eine so räthselhafte Weise zu verschmelzen. Diese merkwürdige, enge Vereinigung so widerstreben = scheinender Eigenschaften macht den ganzen Stolz ihrer Vorzüglichkeit aus; wiewohl eben dieselbe auch viele seltsame Verwirrungen in der Ausübung und im Genusse dieser Kunst, und viel thörichten Streit unter Gemüthern, welche sich niemahls verstehen können, hervorgebracht hat.

Die wissenschaftlichen Tiefsinnigkeiten der Musik haben manche jener speculirenden Geister herangelockt, welche in allem ihren Thun streng und scharf sind, und das Schöne nicht aus offener, reiner Liebe, um sein selbst willen, aufsuchen, sondern es nur des Zufalls halber schätzen, daß besondere, seltene Kräfte daran aufzureiben waren. Anstatt das Schöne auf allen Wegen, wo es sich freundlich uns entgegenbiethet, wie einen Freund willkommen zu heißen, betrachten sie ihre Kunst vielmehr als einen schlimmen Feind, suchen ihn im gefährlichsten Hinterhalt zu bekämpfen, und triumphiren dann über ihre eigene Kraft. Durch diese gelehrten Männer ist das innere Maschinenwerk der Musik, gleich

einem künstlichen Weberstuhle für gewirkte Zeuge, zu einer erstaunenswürdigen Vollkommenheit gebracht worden; ihre einzelnen Kunststücke aber sind oftmahls nicht anders als in der Mahlerey vortreffliche anatomische Studien und schwere academische Stellungen zu betrachten.

Traurig anzusehen ist es, wenn dieß fruchtbare Talent sich in ein unbeholfenes und empfindungsarmes Gemüth verirrt hat. In einer fremden Brust schmachtet alsdann das phantastische Gefühl. das unberedt in Tönen ist, nach der Vereinigung, — indeß die Schöpfung, die Alles erschöpfen will, mit solchen schmerzlichen Naturspielen nicht ungern wehmüthige Versuche anzustellen scheint.

Demnach hat keine andere Kunst einen Grundstoff, der schon an sich mit so himmlischem Geiste geschwängert wäre, als die Musik. Ihr klingender Stoff kommt mit seinem geordneten Reichthume von Accorden den bildenden Händen entgegen, und spricht schon schöne Empfindungen aus, wenn wir ihn auch nur auf eine leichte, einfache Weise berühren. Daher kommt es, daß manche Tonstücke, deren Töne von ihren Meistern wie Zahlen zu einer Rechnung, oder wie die Stifte zu einem musivischen Gemählde, bloß regelrecht, aber sinnreich und in glücklicher Stunde, zusammengesetzt wurden, — wenn sie auf Instrumenten ausgeübt werden, eine herrliche, empfindungsvolle Poesie reden, obwohl

der Meister wenig daran gedacht haben mag, daß in seiner gelehrten Arbeit, der in dem Reiche der Töne verzauberte Genius, für eingeweihte Sinne, so herrlich seine Flügel schlagen würde.

Dagegen fahren manche, nicht ungelehrte, aber unter unglücklichem Sterne geborne, und innerlich harte und unbewegliche Geister täppisch in die Töne hinein, zerren sie aus ihren eigenthümlichen Sitzen, so daß man in ihren Werken nur ein schmerzliches Klaggeschrey des gemarterten Genius vernimmt.

Wenn aber die gute Natur die getrennten Kunstseelen in Eine Hülle vereinigt, wenn das Gefühl des Hörenden noch glühender im Herzen des tiefgelehrten Kunstmeisters brannte, und er die tiefsinnige Wissenschaft in diesen Flammen schmelzt; dann geht ein unnennbar-köstliches Werk hervor, worin Gefühl und Wissenschaft so fest und unzertrennlich in einander hangen, wie in einem Schmelzgemählde Stein und Farben verkörpert sind. —

Von denjenigen, welche die Musik und alle Künste nur als Anstalten betrachten, ihren nüchternen und groben Organen die nothdürftig-sinnliche Nahrung zu verschaffen, — da doch die Sinnlichkeit nur als die kräftigste, eindringlichste und menschlichste Sprache anzusehen ist, worin das Erhabene, Edle und Schöne zu uns reden kann, — von diesen unfruchtbaren Seelen ist nicht zu reden. Sie sollten, wenn sie es vermöchten, die tiefgegründete,

unwandelbare Heiligkeit, die dieser Kunst vor allen andern eigen ist, verehren, daß in ihren Werken das feste Orakelgesetz des Systems, der ursprüngliche Glanz des Dreyklangs, auch durch die verworfensten Hände nicht vertilgt und befleckt werden kann, — und daß sie gar nicht vermag das Verworfene, Niedrige und Unedle des menschlichen Gemüths auszudrücken, sondern an sich nicht mehr als rohe und grelle Melodien geben kann, denen die sich anhängenden irdischen Gedanken erst das Niedrige leihen müssen.

Wenn nun die Vernünftler fragen: wo denn eigentlich der Mittelpunct dieser Kunst zu entdecken sey, wo ihr eigentlicher Sinn und ihre Seele verborgen liege, die alle ihre verschiedenartigen Erscheinungen zusammenhalte? — so kann ich es ihnen nicht erklären oder beweisen. Wer das, was sich nur von innen heraus fühlen läßt, mit der Wünschelruthe des untersuchenden Verstandes entdecken will, der wird ewig nur Gedanken über das Gefühl, und nicht das Gefühl selber, entdecken. Eine ewige feindselige Kluft ist zwischen dem fühlenden Herzen und den Untersuchungen des Forschens befestigt, und jenes ist ein selbstständiges, verschlossenes, göttliches Wesen, das von der Vernunft nicht aufgeschlossen und gelös't werden kann. — Wie jedes einzelne Kunstwerk nur durch dasselbe Gefühl, von dem es hervorgebracht wird, erfaßt

und innerlich ergriffen werden kann, so kann auch das Gefühl überhaupt nur vom Gefühl erfaßt und ergriffen werden: — gerade so, wie nach der Lehre der Mahler, jede einzelne Farbe nur vom gleichgefärbten Lichte beleuchtet, ihr wahres Wesen zu erkennen gibt. — Wer die schönsten und göttlichsten Dinge im Reiche des Geistes mit seinem Warum? und dem ewigen Forschen nach Zweck und Ursache untergräbt, der kümmert sich eigentlich nicht um die Schönheit und Göttlichkeit der Dinge selbst, sondern um die Begriffe, als die Gränzen und Hülsen der Dinge, womit er seine Algebra anstellt. — Wen aber, — dreist zu reden, von Kindheit an, der Zug seines Herzens durch das Meer der Gedanken, pfeilgrade wie einen kühnen Schwimmer, auf das Zauberschloß der Kunst allmächtig hinreißt, der schlägt die Gedanken wie störende Wellen muthig von seiner Brust, und dringt hinein in das innerste Heiligthum, und ist sich mächtig bewußt der Geheimnisse, die auf ihn einstürmen. —

Und so erkühn' ich mich denn, aus meinem Innersten den wahren Sinn der Tonkunst auszusprechen, und sage:

Wenn alle die inneren Schwingungen unserer Herzensfibern, — die zitternden der Freude, die stürmenden des Entzückens, die hochklopfenden Pulse verzehrender Anbethung, — wenn alle die Sprache der Worte, als das Grab der innern Herzenswuth,

mit einem Ausruf zersprengten: — dann gehen sie unter fremdem Himmel, in den Schwingungen holdseliger Harfensaiten, wie in einem jenseitigen Leben in verklärter Schönheit hervor, und feyern als Engelgestalten ihre Auferstehung. —

Hundert und hundert Tonwerke reden Fröhlichkeit und Lust, aber in jedem sinkt ein andrer Genius, und einer jeden der Melodien zittern andere Fibern unsers Herzens entgegen. — Was wollen sie, die zaghaften und zweifelnden Vernünftler, die jedes der hundert und hundert Tonstücke in Worten erklärt verlangen, und sich nicht darein finden können, daß nicht jedes eine nennbare Bedeutung hat, wie ein Gemählde? Streben sie die reichere Sprache nach der ärmern abzumessen, und in Worte aufzulösen, was Worte verachtet? Oder haben sie nie ohne Worte empfunden? Haben sie ihr hohles Herz nur mit Beschreibungen von Gefühlen ausgefüllt? Haben sie niemahls im Innern wahrgenommen das stumme Singen, den vermummten Tanz der unsichtbaren Geister? oder glauben sie nicht an die Mährchen? —

Ein fließender Strom soll mir zum Bilde dienen. Keine menschliche Kunst vermag das Fließen eines mannigfaltigen Stromes, nach allen den tausend einzelnen, glatten und bergigten, stürzenden und schäumenden Wellen, mit Worten für's Auge hinzuzeichnen, — die Sprache kann die Verände-

rungen nur dürftig zählen und nennen, nicht die an einanderhängenden Verwandlungen der Tropfen uns sichtbar vorbilden. Und eben so ist es mit dem geheimnißvollen Strome in den Tiefen des menschlichen Gemüthes beschaffen. Die Sprache zählt und nennt und beschreibt seine Verwandlungen, in fremdem Stoff; — die Tonkunst strömt ihn uns selber vor. Sie greift beherzt in die geheimnißvolle Harfe, schlägt in der dunkeln Welt bestimmte, dunkle Wunderzeichen in bestimmter Folge an, — und die Saiten unsers Herzens erklingen, und wir verstehen ihren Klang.

In dem Spiegel der Töne lernt das menschliche Herz sich selber kennen; sie sind es, wodurch wir das Gefühl fühlen lernen; sie geben vielen in verborgenen Winkeln des Gemüths träumenden Geistern lebendes Bewußtseyn, und bereichern mit ganz neuen zauberischen Geistern des Gefühls unser Inneres.

Und alle die tönenden Affecten werden von dem trocknen wissenschaftlichen Zahlensystem, wie von den seltsamen wunderkräftigen Beschwörungsformeln eines alten furchtbaren Zauberers regiert und gelenkt. Ja, das System bringt, auf merkwürdige Weise, manche wunderbar neue Wendungen und Verwandlungen der Empfindungen hervor, wobey das Gemüth über sein eignes Wesen erstaunt, — so wie etwa die Sprache der Worte manchmahl von

den Ausdrücken und Zeichen der Gedanken neue Gedanken zurückstrahlt, und die Tänze der Vernunft in ihren Wendungen lenkt und beherrscht. —

Keine Kunst schildert die Empfindungen auf eine so künstliche, kühne, so dichterische, und eben darum für kalte Gemüther so erzwungene Weise. Das Verdichten der im wirklichen Leben verloren herumirrenden Gefühle in mannichfaltige feste Massen ist das Wesen aller Dichtung; sie trennt das Vereinte, vereint fest das Getrennte, und in den engeren, schärferen Gränzen schlagen höhere, empörtere Wellen. Und wo sind die Gränzen und Sprünge schärfer, wo schlagen die Wellen höher als in der Tonkunst?

Aber in diesen Wellen strömt recht eigentlich nur das reine, formlose Wesen, der Gang und die Farbe, und auch vornehmlich der tausendfältige Übergang der Empfindungen; die idealische, engelreine Kunst weiß in ihrer Unschuld weder den Ursprung, noch das Ziel ihrer Regungen, kennt nicht den Zusammenhang ihrer Gefühle mit der wieklichen Welt.

Und dennoch empört sie bey aller ihrer Unschuld, durch den mächtigen Zauber ihrer sinnlichen Kraft, alle die wunderbaren, wimmelnden Heerscharen der Phantasie, die die Töne mit magischen Bildern bevölkern, und die formlosen Regungen in bestimmte Gestalten menschlicher Affec-

ten verwandeln, welche, wie gaukelnde Bilder eines magischen Blendwerks, unsern Sinnen vorüberziehen.

Da sehen wir die hüpfende, tanzende, kurzathmende Fröhlichkeit, die jeden kleinen Tropfen ihres Daseyns zu einer geschlossenen Freude ausbildet.

Die sanfte, felsenfeste Zufriedenheit, die ihr ganzes Daseyn aus einer harmonischen, beschränkten Ansicht der Welt herausspinnt, auf alle Lagen des Lebens ihre frommen Überzeugungen anwendet, nie die Bewegung ändert, alles Rauhe glättet, und bey allen Übergängen die Farbe vertreibt.

Die männliche, jauchzende Freude, die bald das ganze Labyrinth der Töne in mannichfacher Richtung durchläuft, wie das pulsirende Blut warm und rasch die Adern durchströmt, — bald mit edlem Stolz, mit Schwung und Schnellkraft sich wie im Triumpf in die Höhen erhebt.

Das süße, sehnsüchtige Schmachten der Liebe, das ewige wechselnde Anschwellen und Hinschwinden der Sehnsucht, da die Seele aus dem zärtlichen Schleichen durch benachbarte Töne sich auf ein Mahl mit sanfter Kühnheit in die Höhe schwingt und wieder sinkt, — aus einem unbefriedigten Streben sich mit wollüstigem Unmuth in ein andres windet, gern auf sanft-schmerzlichen Accorden ausruht, ewig nach Auflösung strebt, und am Ende nur mit Thränen sich auflös't.

Der tiefe Schmerz, der bald sich wie in Ketten

daherschleppt, bald abgebrochene Seufzer ächzt, bald sich in langen Klagen ergießt, alle Arten des Schmerzes durchirrt, sein eigenes Leiden liebend ausbildet, und in den trüben Wolken nur selten schwache Schimmer der Hoffnung erblickt.

Die muthwillige, entbundene fröhliche Laune, die wie ein Strudel ist, der alle ernsthaften Empfindungen scheitern macht, und im fröhlichen Wirbel mit ihren Bruchstücken spielt, — oder wie ein grottesker Dämon, der alle menschliche Erhabenheit und allen menschlichen Schmerz durch possenhafte Nachäffung verspottet, und gaukelnd sich selber nachäfft, — oder wie ein unstät schwebender luftiger Geist, der alle Pflanzen aus ihrem festen irdischen Boden reißt und in die unendlichen Lüfte streut, und den ganzen Erdball verflüchtigen möchte.

Aber wer kann sie alle zählen und nennen, die luftigen Phantasien, die die Töne wie wechselnde Schatten durch unsre Einbildung jagen?

Und doch kann ich's nicht lassen, noch den letzten höchsten Triumph der Instrumente zu preisen: ich meine jene göttlichen großen Symphonie-Stücke, (von inspirirten Geistern hervorgebracht,) worin nicht eine einzelne Empfindung gezeichnet, sondern eine ganze Welt, ein ganzes Drama menschlicher Affecten ausgeströmt ist. Ich will in allgemeinen Worten erzählen, was vor meinen Sinnen schwebt.

Mit leichter, spielender Freude steigt die tö-

nende Seele aus ihrer Orakelhöhle hervor, — gleich der Unschuld der Kindheit, die einen lüsternen Vortanz des Lebens übt, die, ohne es zu wissen, über alle Welt hinwegscherzt, und nur auf ihre eigene innerliche Heiterkeit zurücklächelt. — Aber bald gewinnen die Bilder um sie her festern Bestand, sie versucht ihre Kraft an stärkerem Gefühl, sie wagt sich plötzlich mitten in die schäumenden Fluthen zu stürzen, schmiegt sich durch alle Höhen und Tiefen, und rollt alle Gefühle mit muthigem Entzücken hinauf und hinab. — Doch wehe! sie dringt verwegen in wildere Labyrinthe, sie sucht mit kühn-erzwungener Frechheit die Schrecken des Trübsinns, die bittern Qualen des Schmerzes auf, um den Durst ihrer Lebenskraft zu sättigen, und mit einem Trompetenstoße brechen alle furchtbaren Schrecken der Welt, alle die Kriegsscharen des Unglücks von allen Seiten mächtig wie ein Wolkenbruch herein, und wälzen sich in verzerrten Gestalten fürchterlich, schauerlich wie ein lebendig gewordenes Gebirge über einander. Mitten in in den Wirbeln der Verzweiflung will die Seele sich muthig erheben, und sich stolze Seligkeit ertrotzen, — und wird immer überwältigt von den fürchterlichen Heeren. — Auf einmahl zerbricht die tollkühne Kraft, die Schreckengestalten sind furchtbar verschwunden, — die frühe, ferne Unschuld tritt in schmerzlicher Erinnerung, wie ein verschleyertes Kind, wehmüthig hüpfend hervor.

und ruft vergebens zurück, — die Phantasie wälzt mancherley Bilder, zerstückt wie im Fiebertraum, durch einander, — und mit ein paar leisen Seufzern zerspringt die ganze lauttönende lebenvolle Welt, gleich einer glänzenden Lufterscheinung, in's unsichtbare Nichts.

Dann, wenn ich in finsterer Stille noch lange horchend da sitze, dann ist mir, als hätt' ich ein Traumgesicht gehabt von allen mannichfaltigen menschlichen Affecten, wie sie, gestaltlos, zu eigner Lust, einen seltsamen, ja fast wahnsinnigen pantomimischen Tanz zusammen feyern, wie sie mit einer furchtbaren Willkühr, gleich den unbekannten, räthselhaften Zaubergöttinnen des Schicksals, frech und frevelhaft durch einander tanzen.

Jene wahnsinnige Willkühr, womit in der Seele des Menschen Freude und Schmerz, Natur und Erzwungenheit, Unschuld und Wildheit, Scherz und Schauder sich befreundet, und oft plötzlich die Hände biethen; — welche Kunst führt auf ihrer Bühne jene Seelenmysterien mit so dunkler, geheimnißreicher, ergreifender Bedeutsamkeit auf? —

Ja, jeden Augenblick schwankt unser Herz bey denselben Tönen, ob die tönende Seele kühn alle Eitelkeiten der Welt verachtet, und mit edlem Stolz zum Himmel hinaufstrebt, — oder ob sie alle Himmel und Götter verachtet, und mit frechem Streben nur einer einzigen irdischen Seligkeit ent-

gegenbringt. Und eben diese frevelhafte Unschuld, diese fruchtbare, orakelmäßig-zweydeutige Dunkelheit, macht die Tonkunst recht eigentlich zu einer Gottheit für menschliche Herzen. — —

Aber was streb' ich Thörichter, die Worte zu Tönen zu zerschmelzen? Es ist immer nicht, wie ich's fühle. Kommt ihre Tön, ziehet daher und errettet mich aus diesem schmerzlichen irrdischen Streben nach Worten, wickelt mich ein mit Euren tausendfachen Strahlen in Eure glänzende Wolken. und hebe mich hinauf in die alte Umarmung des alliebenden Himmels!

8.

Ein Brief Joseph Berglingers.

Ach! mein innigst geliebter, mein ehrwürdiger Pater! ich schreibe Euch dießmahl mit einem hochbetrübten Gemüth, und in der Angst enier zweifelvollen Stunde, wie sie mich, wie Ihr wohl wißt, schon öfter angefallen hat, und jetzt nicht von mir lassen will. Mein Herz ist von einem schmerzhaften Krampfe zusammengezogen, meine Phantasien zittern zerrüttet durch einander, und alle meine Gefühle zerrinnen in Thränen. Meine lüsternen Kunstfreuden sind tief im Keime vergiftet; ich gehe mit siecher Seele umher, und von Zeit zu Zeit ergießt sich das Gift durch meine Adern.

Was bin ich? Was soll ich, was thu' ich auf der Welt? Was für ein böser Genius hat mich so von allen Menschen weit weg verschlagen, daß ich nicht weiß, wofür ich mich halten soll? daß meinem Auge ganz der Maßstab fehlt, für die Welt, für das Leben und das menschliche Gemüth? daß ich nur immer auf dem Meere meiner inneren Zweifel mich herumwälze, und bald auf hoher Welle hoch über die andern Menschen hinausgehoben

werde, bald tief in den tiefsten Abgrund hinuntergestürzt? —

Aus dem festesten Grunde meiner Seele preßt sich der Ausruf hervor: Es ist ein so göttlich Streben des Menschen, zu schaffen, was von keinem gemeinen Zweck und Nutzen verschlungen wird, — was, unabhängig von der Welt, in reinem Glanze ewig prangt, — was von keinem Rade des großen Räderwerks getrieben wird, und keines wieder treibt. Keine Flamme des menschlichen Busens steigt höher und gerader zum Himmel auf, als die Kunst! Kein Wesen verdichtet so die Geistes- und Herzenskraft des Menschen in sich selber, und macht ihn so zum selbstständigen menschlichen Gott!

Aber ach! wenn ich auf dieser verwegenen Höhe stehe, und mein böser Geist mich mit übermüthigem Stolz auf mein Kunstgefühl und mit frecher Erhebung über andere Menschen heimsucht, — dann, dann öffnen sich auf ein Mahl, rings um mich her, auf allen Seiten, so gefährliche, schlüpfrige Abgründe, — alle die heiligen, hohen Bilder springen ab von meiner Kunst, und flüchten sich in die Welt der andern, bessern Menschen zurück, und ich liege hingestreckt verstoßen, und komme mir im Dienste meiner Göttinn, — ich weiß nicht wie, — wie ein thörichter, eitler Götzendiener vor.

Die Kunst ist eine verführerische, verbothene Frucht; wer einmahl ihren innersten, süßesten Saft

geschmeckt hat, der ist unwiederbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt. Immer enger kriecht er in seinen selbsteigenen Genuß hinein, und seine Hand verliert ganz die Kraft, sich einem Nebenmenschen wirkend entgegenzustrecken. — Die Kunst ist ein täuschender, trüglicher Aberglaube; wir meinen in ihr die letzte, innerste Menschheit selbst vor uns zu haben, und doch schiebt sie uns immer nur ein schönes Werk des Menschen unter, worin alle die eigensüchtigen, sich selber genügenden Gedanken und Empfindungen abgesetzt sind, die in der thätigen Welt unfruchtbar und unwirksam bleiben. Und ich Blöder achte dieß Werk höher, als den Menschen selber, den Gott gemacht hat.

Es ist entsetzlich, wenn ich's bedenke! Das ganze Leben hindurch sitz' ich nun da, ein lüsterner Einsiedler, und sauge täglich nur innerlich an schönen Harmonien, und strebe den letzten Leckerbissen der Schönheit und Süßigkeit herauszukosten. — Und wenn ich nun die Bothschaften höre: wie unermüdet sich dicht um mich her die Geschichte der Menschenwelt mit tausend wichtigen, großen Dingen lebendig fortwälzt, — wie da ein rastloses Wirken der Menschen gegen einander arbeitet, und jeder kleinen That in dem gedrängten Gewühle, die Folgen, gut und böse, wie große Gespenster nachtreten, — ach! und dann, das Erschütterndste, — wie die erfindungsreichen Heerscharen des Elends

dicht um mich herum, Tausende mit tausend verschiedenen Qualen in Krankheit, in Kummer und Noth, zerpeinigen, wie, auch außer den entsetzlichen Kriegen der Völker, der blutige Krieg des Unglücks überall auf dem ganzen Erdenrund wüthet, und jeder Secundenschlag ein scharfes Schwert ist, das hier und dort blindlings Wunden haut und nicht müde wird, daß tausend Wesen erbarmenswürdig um Hülfe schreyen! — — Und mitten in diesem Getümmel bleib ich ruhig sitzen, wie ein Kind auf seinem Kinderstuhle, und blase Tonstücke wie Seifenblasen in die Luft: — obwohl mein Leben eben so ernsthaft mit dem Tode schließt.

Ach! diese unbarmherzigen Gefühle schleifen mein Gemüth durch eine verzweiflungsvolle Angst, und ich vergehe vor bitterer Scham vor mir selbst. Ich fühl', ich fühl' es bitterlich, daß ich nicht verstehe, nicht vermag, ein wohlthätiges, Gott gefälliges Leben zu führen, — daß Menschen, die sehr unedel von der Kunst denken, und ihre besten Werke verachtend mit Füßen treten, unendlich mehr Gutes wirken, und gottgefälliger leben als ich!

In solcher Angst begreif' ich es, wie jenen frommen ascetischen Märtyrern zu Muthe war, die von dem Anblicke der unsäglichen Leiden der Welt zerknirscht, wie verzweifelnde Kinder, ihren Körper lebenslang den ausgesuchtesten Kasteyungen und Pönitenzen preisgaben, um nur mit dem fürch-

rerlich Übermaße der leidenden Welt ins Gleichgewicht zu kommen.

Und wenn mir nun der Anblick des Jammers in den Weg tritt, und Hülfe fordert, wenn leidende Menschen, Väter, Mütter und Kinder, dicht vor mir stehen, die zusammen weinen und die Hände ringen, und heftiglich schreyen vor Schmerz, — das sind freylich keine lüsternen schönen Accorde, das ist nicht der schöne, wollüstige Scherz der Musik, das sind herzzerreißende Töne, und das verweichlichte Künstlergemüth geräth in Angst, weiß nicht zu antworten, schämt sich zu fliehen, und hat zu retten keine Kraft. Er quält sich mit Mitleid, — er betrachtet unwillkührlich die ganze Gruppe als ein lebendig gewordenes Werk seiner Phantsie, und kanns nicht lassen, wenn er sich auch in demselben Momente vor sich selber schämt, aus dem elenden Jammer irgend etwas Schönes und kunstartigen Stoff herauszuzwingen.

Das ist das tödtliche Gift, was im unschuldigen Keime des Kunstgefühls innerlich verborgen liegt. — Das ist's, daß die Kunst die menschlichen Gefühle, die fest auf der Seele gewachsen sind, verwegen aus den heiligsten Tiefen dem mütterlichen Boden entreißt, und mit den entrissenen, künstlich zugerichteten Gefühlen frevelhaften Handel und Gewerbe treibt, und die ursprüngliche Natur des Menschen frevelhaft verscherzt. Das ist's, daß der Künst-

ler ein Schauspieler wird, der jedes Leben als Rolle betrachtet, der seine Bühne für die ächte Muster- und Normal-Welt, für den dichten Kern der Welt, und das gemeine wirkliche Leben nur für eine elende, zusammengeflickte Nachahmung, für die schlechte umschließende Schale ansieht. —

Was hülft's aber, wenn ich mitten in diesen entsetzlichen Zweifeln an der Kunst und an mir selber krank liege, — und es erhebt sich eine herrliche Musik, — ha! da flüchten alle diese Gedanken im Tumulte davon, da hebt das lüsterne Ziehen der Sehnsucht sein altes Spiel wieder an; da ruft und ruft es unwiderstehlich zurück, und die ganze kindische Seligkeit thut sich von neuem vor meinen Augen auf. Ich erschrecke, wenn ich bedenke, zu welchen tollen Gedanken mich die frevelhaften Töne hinschleudern können, mit ihren lockenden Syrenenstimmen, und mit ihrem tobenden Rauschen und Trompetenklang. —

Ich komme ewig mit mir selber nicht auf festes Land. Meine Gedanken überwälzen und überkugeln sich unaufhörlich, und ich schwindle, wenn ich Anfang und Ende und bestimmte Ruhe erstreben will. Schon manchesmahl hat mein Herz diesen Krampf gehabt, und er hat sich willkührlich, wie er kam, wieder gelöſ't, und es war am Ende nichts als eine Ausweichung meiner Seele in eine schmerzliche Molltonart, die am gehörigen Orte stand.

So spott' ich über mich selbst, — und auch dieß Spotten ist nur elendes Spielwerk.

Ein Unglück ist's, daß der Mensch, der in Kunstgefühl ganz zerschmolzen ist, die Vernunft und Weltweisheit, die dem Menschen so festen Frieden geben soll, so tief verachtet, und sich sogar nicht hineinfinden kann. Der Weltweise betrachtet seine Seele wie ein systematisches Buch, und findet Anfang und Ende, und Wahrheit und Unwahrheit getrennt in bestimmten Worten. Der Künstler betrachtet sie wie ein Gemählde oder Tonstück, kennt keine feste Überzeugung, und findet alles schön, was an gehörigem Orte steht.

Es ist, als wenn die Schöpfung alle Menschen, so wie die vierfüßigen Thiere oder Vögel, in bestimmte Geschlechter und Classen der geistigen Naturgeschichte gefangen hielte; jeder sieht alles aus seinem Kerker, und keiner kann aus seinem Geschlechte heraus. —

Und so wird meine Seele wohl lebenslang der schwebenden Aeolsharfe gleichen, in deren Saiten ein fremder, unbekannter Hauch weht, und wechselnde Lüfte nach Gefallen herumwühlen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

I. Aufsätze über die Mahlerey und Kunst.

Seite

1. Raphaels Erscheinung 11
2. Der merkwürdige Tod des zu seiner Zeit weit berühmten alten Mahlers Francesco Francia, des Ersten aus der Lombardischen Schule . . 19
3. Der Schüler und Raphael . . . 28
4. Das Muster eines kunstreichen und dabey tiefgelehrten Mahlers, vorgestellt in dem Leben des Leonardo da Vinci, berühmten Stammvaters der Florentinischen Schule 35
5. Zwey Gemähldeschilderungen . . . 53
6. Einige Worte über Allgemeinheit, Tolleranz und Menschenliebe in der Kunst . . . 58
7. Ehrengedächtniß unsers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers 66
8. Von zwey wundervollen Sprachen und deren geheimnißvoller Kraft 30
9. Von den Seltsamkeiten des alten Mahlers Piero di Casimo, aus der Florentinischen Schule. 87
10. Wie und auf welche Weise man die Werke der großen Künstler der Erde eigentlich betrachten und zum Wohl seiner Seele gebrauchen müsse . 97
11. Die Größe des Michel Angelo Buonaroti. 103
12. Die Mahler-Chronik 111
13. Schilderung, wie die alten deutschen Künstler gelebt haben: wobey zu Exempeln angeführt werden Albrecht Dürer, nebst seinem Vater Albrecht Dürer dem Alten 129
14. Die Peterskirche 145
15. Brief eines jungen deutschen Mahlers in Rom an seinen Freund in Nürnberg . . . 152
16. Die Bildnisse der Mahler . . . 161

II. Aufsätze über die Musik.

Seite

1. Das merkwürdige musikalische Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger . . . 167
2. Musikalische Aufsätze von Joseph Berglinger. 198
3. Ein wunderbares morgenländisches Mährchen von einem nackten Heiligen 199
4. Die Wunder der Tonkunst 207
5. Von den verschiedenen Gattungen in jeder Kunst und insbesondere von verschiedenen Arten der Kirchenmusik 216
6. Fragment aus einem Briefe Joseph Berglingers 225
7. Das eigenthümliche innere Wesen der Tonkunst, und die Seelenlehre der heutigen Instrumental-Musik. 229
8. Ein Brie Joseph Berglingers . . 244

Wien, 1818.
Im Verlage bey Leop. Grund.

Peter Gre
Buchbind
Münche

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wackenroder, Wilhelm Heinrich,

Phantasien über die Kunst

Wien 1819

P.o.germ. 1472 dm-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121525-2